

Die Parkourläuferin



ODER
DIE KLIMAKILLER SIND DIE REICHEN
ROMAN
MARTIN AUER

edition handmade books

Die Parkourläuferin
oder
Die Klimakiller sind die Reichen

Martin Auer

Die Parkourläuferin
oder
Die Klimakiller sind die Reichen



edition handmade books

© 2025 Martin Auer

ISBN: 9798280937017

Imprint: Independently published
edition handmade books

„Ich bin schwarz, lesbisch und jüdisch! Gibt's was Schöneres?“

Mit diesen alles erklärenden Worten hüpfte sie auf den Seminartisch und tanzte mal kurz einen senegalesischen Frauentanz mit wirbelnden Armen und Beinen und ordentlich Hüftschwung. Ihre wild abstehenden braunen Locken flogen um ihren Kopf.

Unsere Coaching-Expertin lächelte verhalten. Sie hatte uns „eingeladen“, nicht schüchtern zu sein: „Ihr dürft so viel von euch preisgeben, wie ihr wollt, aber natürlich seid ihr zu nichts gezwungen. Sagt und tut einfach, was euch gerade in den Sinn kommt, ohne euch selbst zu zensurieren!“

Jetzt war sie etwas überrumpelt, aber sie behielt die Fassung:

„Willst du noch etwas mehr dazu sagen?“

„Das ist Sabar. Es ist eine Feier weiblicher Kraft und Sexualität. Hab ich auf einem Afrika-Workshop gelernt.“

„Wenn du möchtest, könntest du uns deinen Namen sagen“, mahnte die Coaching-Expertin sanft.

„Natürlich kann ich: Vorne heiß ich Sarah Rebekka Bisangwa Neza. Hinten ist es enttäuschend: einfach nur Schmidt.“

Ihr Schmidt sah klein und fest und rundlich aus in ihren khakifarbenen Cargohosen. In ihrem Gesicht hatten sich Sarah Rebekka und Bisangwa Neza nicht ganz einig werden können. Das Ergebnis war – interessant. Anziehend. Wenn man solche Gesichter mochte. Ich mochte es. Sofort. Sechs Wochen später klebten wir am Flughafen Altenrhein in der Schweiz auf der Landebahn, um die Ankunft der Superreichen zum Weltwirtschaftsforum in Davos zu sabotieren. In den Händen hielten wir Buchstabenballons, wie man sie für Geburtstagsfeiern und Hochzeiten kaufen kann. In den goldenen Buchstaben spiegelte sich rötlich die aufgehende Sonne. Jeder Buchstabe war einen Meter hoch, laut Herstellerangabe sogar 101,6 cm. Die Buchstaben sagten:

D-I-E--K-L-I-M-A-K-I-L-L-E-R--S-I-N-D--D-I-E--R-E-I-C-H-E-N

*

Für meinen spezifischen Blick auf Gesichter kann ich nichts. Das ist bei uns Juden so. Jede Person, die von sich sagt, sie sei jüdisch, sehen wir drauf an, ob sie auch jüdisch aussieht. Sie sehen aber gar nicht jüdisch aus ist ein Verdikt, von dem man nie weiß, ob es aufwertend oder abwertend gemeint ist. Nach meiner Erfahrung sehen die Hälfte der Leute,

die sich als jüdisch identifizieren, nicht jüdisch aus. Und von der anderen Hälfte sieht die Hälfte erst dann jüdisch aus, wenn man weiß, dass sie jüdisch sind. Ich zum Beispiel, ich sehe aber gar nicht jüdisch aus. Das ist unter anderem, weil ich auch nur halb bin. Halbjude, hätte man früher gesagt. Sogar meine Mutter hatte mir gesagt, ich sei Halbjude, weil nur mein Vater Jude war. Ich fühlte mich dabei immer seltsam, weil ich nicht wusste, was die andere Hälfte sein sollte. So, wie wenn man ein kürzeres Bein hat, aber man weiß nicht, welches. Darum sage ich – wenn ich danach gefragt werde, ich gehe nicht ständig damit hause – wenn ich also gefragt werde, dann sage ich, ich bin zur Hälfte Nichtjude. Dann weiß doch jeder gleich, was die andere Hälfte ist. Oder glaubt es zu wissen.

Ich weiß es übrigens auch nicht. Mein Großvater hat gesagt: „Das einzige, was alle Juden auf der Welt gemeinsam haben, ob atheistischer Kommunist oder liberale Rabbinerin oder bärtiger Chassid mit Pejes und Hochwasserhosen. ob eine dunkelhäutige äthiopische Jüdin in Tel Aviv oder ein rothaariger Jude aus Lemberg – was sie gemeinsam haben ist nicht die Religion und nicht die Abstammung und nicht die Sprache und nicht die Kultur, das einzige, was sie gemeinsam haben, ist der Hitler.“

Das stimmt. Ohne Hitler und den Holocaust würde ich mich nicht fragen, welche meiner Hälften jüdisch ist. Und die Hälfte aller Juden und Jüdinnen hätten längst vergessen, dass sie Juden oder Jüdinnen sind. Hitler hat sie daran erinnert. Für viele Generationen vermutlich.

Und Israel? Natürlich, die Frage kommt so sicher wie das Amen im Gebet. Auch im jüdischen Gebet. Und im islamischen. Zu Israel kann ich nur sagen: „Not in my name!“

*

Unsere Coaching-Expertin hatte erklärt, dass es für das gegenseitige Verständnis wichtig sein könnte zu wissen, aus welcher intersektionalen Perspektive heraus jemand die Welt erlebte und betrachtete. Ich hüpfte nicht auf den Tisch, um meine Positionalität zu deklarieren. Ich stand nur auf und sagte möglichst trocken: „Ich bin Weiß, männlich und halber Nichtjude. Und der Adoptivenkel von einem Turnschuhmilliardär.“ Nicht gerade die beste Positionalität, um an einer revolutionären Versammlung teilzunehmen. Weiß und männlich waren schon

Schwachpunkte. Das mit dem Milliardär wog wohl noch etwas schwerer als der Weiße Mann. Wenigstens war ich kein Alter Weißer Mann.

Aber Mann war auch deswegen blöd, weil ich damit keine Chancen bei Sarah Rebekka Bisangwa Neza haben würde. Eine Lesbe herumkriegen zu wollen, das ist so eine Männerphantasie. Soviel war mir klar. Und mir war auch klar, dass allen klar war, dass in dieser Gruppe alle gleichberechtigt sein und sie die Anführerin sein würde. Das sind so Dinge, die ergeben sich in den ersten Minuten von so einem Treffen.

„Ach ja“, fügte ich noch hinzu, „hetero bin ich auch. Und ich heiße Noah Kant und mache meinen Master in Biologie.“ Meinen zweiten Vornamen, verschwieg ich: Lenin. Das wäre jetzt alles zu kompliziert geworden.

„Und wo siehst du dich klassenmäßig, Rebekka?“ fragte ein Junge.

„Meine Mutter war Sexarbeiterin und mein Vater ist Rechtsanwalt“, sagte Sarah Rebekka Bisangwa Neza, die jetzt auf dem Tisch saß und mit den Beinen baumelte. „Er hat sie dann geheiratet. Sie ist die Weiße.“

„Ich meine, was machst du?“

„Ich bin Mechatronikerin. Momentan bin ich zwischen zwei Jobs.“

„Arbeitslos?“

„Nur sozusagen. Ich hab die Meisterprüfung gemacht und jetzt hab ich einen Vertrag bei einer neuen Firma, der beginnt aber erst in zwei Monaten“.

„Ich bin Sandy“, sagte der Junge. „Meine Pronomen sind they, them. Ich studiere Kommunikationswissenschaft und meine Mutter arbeitet bei Burger King. Mein Studium finanziere ich als Fahrradbote.“

„Ich bin Carla“, sagte ein zartes blondes Mädchen.

„Und weiter?“ fragte Sandy.

„Nichts weiter. Wir müssen doch nichts sagen, oder?“

„Nein, nein, natürlich nicht“, sagte die Coaching-Expertin.

Dann war da noch Qasem, Kind einer palästinensischen Familie aus Berlin, männlich, hetero, arbeitete als Gärtner.,

„Ich hab bei VW in Emden eine Lehre als Industrietechniker gemacht, aber nach der Gesellenprüfung hab ich gemerkt, Autos interessieren mich nicht so sehr. Ich bin herumgetrampt, Marokko, Algerien, Tunesien und so. Eigentlich wollte ich die alte Heimat sehen, aber krieg mal ein Visum für Israel als Palästinenser. Und

wenn du dreimal deutscher Staatsbürger bist. Dann hab ich in Österreich eine Bergführerausbildung gemacht und hab in Nepal Trekks mit Touristen geführt. Einmal sind Leute von Greenpeace nach Kathmandu gekommen und haben abgelaufene Pestizide abgesichert, die irgendwer in einem Lagerhaus hat verrotten lassen. So bin ich mit denen in Kontakt gekommen und bin dann zwei Jahre lang mit der Arctic Sunrise als Bordmechaniker gefahren. Aber ein Dieselmotor bleibt ein Dieselmotor. Momentan gefällt's mir als Hilfsgärtner.“

Sonia Cho, Korean American, weiblich, hetero, studierte Soziologie.

Und Emine, mit türkischen Wurzeln, weiblich, lesbisch, studierte islamische Theologie.

Es waren noch ein paar andere da, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnern kann. Eine Lehrerin, noch eine Lehrerin, eine Filmemacherin, ein Grafiker, eine Psychologiestudentin, eine Schülerin, eine Krankenpflegerin...

Einer trug einen Mund-Nasen-Schutz und eine Sonnenbrille und sagte überhaupt nichts. Wahrscheinlich war er ein Bulle.

Unsre Coaching-Expertin teilte Post-Its und Kugelschreiber aus und malte dann mit einem roten dicken Filzstift ein großes Herz auf das Whiteboard.

„Ich lade euch ein, jeweils drei Post-Its zu nehmen und auf jedes ein Wort zu schreiben, das euch für ein gutes und friedliches Leben bedeutsam erscheint. Dann klebt die Zettel in das Herz, und wir wollen dann gemeinsam sehen, was sich ergibt, und daran arbeiten.“

Warum mussten wir Weltverbesserer immer in langweiligen Seminarräumen auf Stapelstühlen sitzen und bunte Zettel auf ein Whiteboard kleben? Die Faschos schmiedeten ihre finsternen Pläne in finsternen, verrauchten Kneipen bei finsternem Bier und Wodka. Und das Establishment schmiedete die seinen in in Country Clubs bei Hummer-Bruschette und Chateau Lafite Rothschild Premier Cru.

Wie sollte aus bunten Zettelchen auf Whiteboards eine Revolution entstehen? Wo war die Poesie, der Heroismus, das Abenteuer? Wenigstens billiger Rotwein sollte unsere Träume von einer besseren Welt beflügeln, dachte ich. Oder noch besser Absinth. Dabei vergaß ich, dass ich gar keinen Alkohol trank.

Eigentlich hatten wir ja nicht vor, die Regierung zu stürzen. Wir waren einfach nur ein kleiner Haufen von Leuten, denen die Dinge nicht schnell genug gingen. Wir hatten demonstriert, petitioniert, plakatiert, wir hatten Manifeste geschrieben, Blogs und Podcasts veröffentlicht, um auf die Krise aufmerksam zu machen, und die Erde wurde weiter mit Treibhausgasen aufgeheizt, Wälder weiter abgeholzt, Meere weiter leergefischt, Land und Wasser mit Plastik zugemüllt, das Eis der Pole schmolz, ganze Inselstaaten drohten im Meer zu versinken, Stürme und Überschwemmungen zerstörten Ernten und Häuser und töteten Menschen, Waldbrände nahmen zu, in den Städten gab es in den Sommern immer mehr Hitzetote und immer mehr Klimaanlagen.

Hört auf die Wissenschaft! hatten wir gerufen auf tausend Demos, bei Sitzstreiks, bei Wahlversammlungen von Politiker:innen. Und die Antwort war immer gewesen: Ja, aber! Aber mit Augenmaß, aber nichts überstürzen, aber zuerst die Ergebnisse gründlich prüfen, aber die zaghaft aufblühende Konjunktur nicht bremsen, aber die Arbeitsplätze nicht in Gefahr bringen. Mit jeder UN-Klimakonferenz stieg der CO₂-Gehalt der Atmosphäre, fast jedes Jahr hieß es, dass das vergangene Jahr das wärmste seit Beginn der Aufzeichnungen war. Und was das Schlimmste war: Sie kapierten nicht, was wir uns als Menschheit am wenigsten leisten konnten: nämlich Krieg zu führen.

Bei einer der Demos hatte jemand Zettel verteilt mit der Einladung zu einem „Aktionstreffen“. Und so saßen wir jetzt in einem Seminarraum der evangelischen Akademie in München und schrieben was auf Zettelchen. Auch einige der Zettelchen waren herzförmig. Die anderen waren Blumen. Als alle ihre Zettelchen in das Herz geklebt hatten und die anderen Zettelchen gelesen hatten, fragte unsere Coaching-Expertin: „Möchte vielleicht jemand zusammenfassen, ob sich da ein gemeinsamer Zukunftstraum herauskristallisiert?“

Sie sah sich um.

„Vielleicht du, Sarah Rebekka?“

„Klar“, sagte Sarah Rebekka Bisangwa Neza, „wir wollen die Zukunft noch erleben.“

Damit hatte Sarah Rebekka Bisangwa Neza die Zettelchen erledigt. Alle redeten durcheinander und niemand hatte mehr Lust auf Mindmaps, Cluster und Hasse-Diagramme.

„Es geht ums Überleben! Die meisten sind ja nicht gegen Klimaschutzmaßnahmen. Aber sie wissen nicht, wie ernst es ist. Sie werden belogen. Alle reden uns ein, wie viel sie nicht für Klimaschutz machen! Hundert Prozent Genuss, null Prozent CO2! Jede Firma hat heute ein klimaneutrales Produkt, hurra! Und neunundneunzig klimaschädliche, von denen sie nicht redet. Ein bisschen mehr Klimaschutz, ein bisschen mehr Umweltschutz, ein bisschen mehr soziale Gerechtigkeit, das reicht einfach nicht. Wir brauchen dramatische Änderungen!“

„Wir sollten ein paar SUVs in die Luft sprengen“, sagte die zarte blonde Carla.

„Wir wollen gewaltfrei bleiben!“

„Dann eben, wenn keiner drinsitzt.“

„Trotzdem!“

„Ich möchte an die Untersuchung von Erica Chenoweth aus dem Jahr 2011 erinnern“, sagte Qasem der Gärtner, „in der sie zeigt, dass gewaltfreie Kampagnen meistens erfolgreicher sind als gewalttätige.“

„Kann man eigentlich so einen Air Control Tower hacken?“ fragte Sandy.

„Wozu?“

„Diese Superreichen, die fliegen doch immer mit ihren Privatjets herum. Die haben noch einen hundert Mal höheren CO2-Fußabdruck als SUVs. Man könnte sie am Starten und Landen hindern, wenn man den Tower hackt. Glaubst du, geht das?“

„Das geht. Das haben schon unsere Großeltern gemacht“, sagte Sarah Rebekka Bisangwa Neza. „Aber man muss nicht den Tower hacken. Man kann einfach Geisterflugzeuge fliegen lassen.“

„Was?“

„Du sendest GPS-Daten, die aussehen wie die Daten von einem Flugzeug. Wenn du ein paar davon herumgeistern lässt, kannst du den Tower ganz schön durcheinander bringen. Der Tower sieht dann Flugzeuge, die gar nicht da sind, und muss versuchen, da Ordnung reinzubringen.“

„Woher weißt du das?“

„Hab ich wo gelesen.“, grinste sie. „Ich interessier mich für solche Sachen.“

„Ich weiß nicht, ob das die richtige Form von Aktion ist.“

Das war erst das zweite Mal, dass Sonja Cho den Mund aufmachte.

„Wenn man aus der sicheren Anonymität heraus agiert, dann ist man schnell als Terrorist abgestempelt. Man muss in irgendeiner Form für seine Forderungen eintreten.“

Wahrscheinlich hatte sie recht. Immerhin studierte sie Soziologie und las vermutlich Umfragen zu solchen Themen oder veranstaltete selber welche.

„Ich weiß noch was! Ich weiß noch was“ rief Sarah Rebekka Bisangwa Neza und hüpfte auf ihrem Stuhl wie eine aufgeregte Schülerin, die meint, dass sie die Aufgabe an der Tafel lösen kann.

„Ich hätte auch noch eine Idee“, murmelte ich.

*

Und so standen wir jetzt da. Achtundzwanzig Leute mit Geburtstagsballons in den Händen und jeweils einen Fuß am Beton festgeklebt. Ich hatte das große D vom Anfang der Parole. Die Leute, die mit den Bolzenscheidern den Zaun aufgeknackt hatten, waren schon abgehauen und hatten die Tatwerkzeuge mitgenommen. Wir waren bloß durch ein Loch gekommen, das schon da war. Das Dokumentationsteam filmte und fotografierte und lud alles gleich ins Netz hoch. Das Presseteam saß irgendwo in Zürich und rief Zeitungen und Fernsehstationen an und schickte ihnen die Bilder. Das Social-Media-Team teilte die Informationen in allen möglichen Umwelt- und Klimaschutz- und allgemeinen Weltverbesserungsforen. Wir froren uns inzwischen die Zehen ab. Wir hatten zwar Schiunterwäsche drunter und Daunenjacken drüber, einige hatten sich auch in diese goldglänzenden Rettungsdecken gehüllt. Trotzdem, ein nackter Fuß auf dem Beton ist im Januar nicht angenehm.

Die Polizei war früher da als die Presse. Vier Leute von der Kantonspolizei, die da zusammen mit zwei Angestellten vom Flughafen ankamen. Offenbar hatten sie keine Erfahrung mit angeklebten Demonstrant:innen. Sie mussten erst mit ihrer Dienststelle telefonieren, die sich in Zürich erkundigte und schließlich die notwendige Vorgangsweise mitgeteilt bekam. Dann kam ein weiterer Streifenwagen mit einer Ladung Gummihandschuhe, Pinsel, Speiseöl und Aceton.

„Gottverstutz, was hätt’r üch da usdänkt!“, rügte mich väterlich kopfschüttelnd ein älterer Polizist und kniete seufzend vor mir nieder, um sein Werk zu beginnen.

„Hoffentlich hätt’r üch wenigstens d’Füß g’wasche!“

„Nicht kitzeln!“, ermahnte ich ihn, als er mit dem Pinsel unter meinem Fußgewölbe herumfuhrwerkte. Wenn man keine Plattfüße hat, kann man nicht die komplette Fußsohle ankleben. Hände sind eigentlich schwerer loszukriegen, aber wir hatten uns für eine aufrechte Haltung entschieden.

„Und jetzt mit leichter Walkbewegung langsam den angeklebten Körperteil von der Unterlage lösen, ohne die Haut zu verletzen!“, wies ich ihn an.

„Ja, das wisse mer itzt ouch! Aber warum macht’r das übrhaupt?“

„Haben Sie sich in der letzten Zeit Ihre Gletscher angesehen?“

„Ja, i mach mir do ouch Sorge wägen’s Klima, aber da hat’s do ou no andere Mäthode!“

„Wenn Sie sich Sorgen ums Klima machen, dann sollten Sie sich weigern, gegen Demonstrierende vorzugehen.“

„Ah ja, und dann staascht mer du bis in alle Ewichkeit uf dr Pischte und holst dr ä Lungenentzündung, wenn i di net lospinsle!“

Damit hatte er irgendwie recht. Natürlich war der Polizeieinsatz Teil der ganzen Dramaturgie. Das Ensemble wurde jetzt ergänzt durch eine Busladung weiterer Polizist:innen. Die forderten fürs erste das Dokumentationsteam auf, die Landebahn zu verlassen, worauf sich das Dokumentationsteam niedersetzte. Anstatt es wegzutragen, begann ein Teil des Polizeitrupps die Personalien aufzunehmen, während ein anderer Teil am anderen Ende unserer Kette mit dem Ablösen von Füßen begann.

Inzwischen tauchten endlich ein paar Typen mit Kameras auf, die Warnwesten mit der Aufschrift PRESSE trugen. Die Presseleute fanden es besonders schick, diejenigen zu interviewen, an deren Füßen noch herumgewalkt wurde.

„Warum gerade Privatjets?“ fragte eine Reporterin. Ich kannte sie vom Fernsehen, sie machte sonst Straßenumfragen wie: „Was halten Sie von meinem Outfit? Finden Sie, dass mein Rock zu kurz ist?“

„Ich erklär’s Ihnen mit einer einfachen Rechnung“, sagte Sarah Rebekka Bisangwa Neza, „Wenn man jemand, der zum reichsten einen Prozent in Europa gehört, jedes Mal einen Tritt in den Hintern geben würde, sobal er oder sie den Tagesausstoß einer Person aus Indien in

die Luft geblasen hat, dann gäbe das ziemlich genau einen Fußtritt pro Stunde. Aber wenn man die Therapie mit jemandem macht, der so eine Maschine besitzt, und zu 90 Prozent ist das ein Mann, dann gibt das einen Tritt alle zwei Minuten. So jemand hätte gar nicht Zeit genug, sich wieder aufzurappeln und den Dreck von seiner viertausend-Euro-Jeans aus Lammleder zu wischen.“

„Ich sehe, sie tragen einen Button mit Eat the Rich?“, ragte die Reporterin weiter. „Meinen Sie das ernst?“

„Ach nö, das ist nur eine uralte Nummer von Motörhead. Ich würde keinen von denen essen. Aus demselben Grund, warum ich kein Rindfleisch esse: Zu viel Treibhausgas! Außerdem sind wir gewaltfrei.“

„Wollen Sie eine Revolution?“ fragte ein anderer.

„Eine Revolution? Nein nein, Es muss sich nur alles ändern. Wir nennen es sozial-ökologische Transformation. Alle sollen gut leben können, ohne den Planeten kaputt zu machen.“

„Und wie wollen Sie das erreichen?“

Sarah Rebekka Bisangwa Neza lächelte ihn bezaubernd an und zuckte die Schultern: „Keine Ahnung!“

„Sie wissen also gar nicht, was Sie wollen!“

„Sind Sie ein Gamer?“

„Nein.“

„Schade. Also wenn Sie im Labyrinth des Todes gefangen sind, dann wollen Sie erst mal raus, auch wenn Sie noch keine Ahnung haben, wie das gehen soll. Wir haben uns in einem Labyrinth verrannt und müssen da raus!“

„Sie wollen also keine Revolution, sondern eine – Wie war das?“

„Sozial-ökologische Transformation!“

„Nicht besonders einprägsam, die Parole? Wollen Sie damit die Massen hinter sich versammeln?“

„Wenn's Ihnen zu zu wenig einprägsam ist, dann nennen Sie's Revolution.“

Als die letzte von uns losgeest war, wurden wir über Lautsprecher aufgefordert, jetzt die Landebahn zu verlassen.

„Nu hätt'r doch üüre Reklame“, sagte mein Befreier zu mir. „Gaasch mr du itzt uf d'Site odr müesse me di wegtrage?“

„Danke, ich geh schon“, sagte ich und machte einen Schritt zur Seite.

Ich wickelte mich schnell aus der Rettungsdecke und holte die gar nicht so kleine Quadcopter-Drohne hervor, die ich darunter verwahrt hatte, suchte Blickkontakt zu Sarah Rebekka Bisangwa Neza am anderen Ende unserer Reihe und wirbelte einmal kurz meine goldene Decke überm Kopf. Darauf begann die Drohne zu surren, alle ließen ihre Geburtstagsballons los, Sarah Rebekka Bisangwa Neza ließ die andere Drohne los und unsere Parole stieg über unseren Köpfen hoch. Wir hatten die Ballons mit zwei dünnen Angelleinen verbunden, unten jeweils noch ein kleines Gewichtchen dran, damit sie aufrecht blieben, und am Anfang und Ende eben die zwei Drohnen, die keine andere Aufgabe hatten, als die Buchstabenkette schön gerade zu halten und zu verhindern, dass sie vom Wind weggeblasen wurde. Die Ballons hatten schließlich ihre eigene Auftriebskraft.

Was machen eigentlich Mechatroniker:innen? Alles! Von Autoelektronik über Flugzeugsteuerungen bis zu Satelliten. Und ausrechnen, wie man ein 1 Meter hohes und 20 Meter breites Banner mit zwei kleinen Drohnen in der Luft halten kann. Während wir höflich aber bestimmt zum Flughafengebäude dirigiert wurden, schwebte unsere Parole majestätisch die Landebahn auf und ab, machte auch manchmal eine elegante Drehung um sich selbst und würde den Flugverkehr noch um mindestens weitere 45 Minuten blockieren.

Die Medienleute waren begeistert, vor allem die mit Kameras. Die Polizist:innen versuchten herauszufinden, wer von uns die Dinger steuerte, gingen unsere Reihe entlang und wollten unsere Hände sehen. Konnten sie ruhig. Die zwei Pilotinnen saßen in einem Schuppen an der Straße, die parallel zur Piste lief, und guckten durch Luken unterm Dach.

Die ganze Aktion dauerte nun schon ihre anderthalb Stunden. Es waren noch mehr Medienleute gekommen und einige sagten uns, dass schon ein Dutzend Maschinen hatten umkehren müssen und nach Zürich Kloten ausgewichen waren. Na gut, wir hatten ja nicht erwartet, dass durch unsere Aktion das Weltwirtschaftsforum wegen Mangel an Teilnehmenden abgesagt werden würde. Und in Kloten wartete noch eine weitere Überraschung.

Die Karte der allwissenden Auskunftskrake zeigte auf der A51 Richtung Zürich zwischen Kloten und Opfikon eine kilometerlange rote Linie. Die App vom Schweizer Touring Club meldete, dass die Autobahn wegen einer unangemeldeten Demonstration gesperrt werden musste.

Bevor unseren beiden Drohnen der Saft ausging, machten sie noch ein kleines Kunststück. Jede ließ eine winzige Schere zuschnappen und so setzten sie unser fliegendes Banner frei. Die Drohnen kehrten zum Schuppen zurück. Zwei Polizisten rannten über den Acker, aber sie sahen nur zwei Personen in gelben Regencapes, die die Drohnen einfingen und davon radelten. In sehr auffälligen gelben Regencapes. Leicht zu merken. Als die Bullen ihren Streifenwagen endlich aus dem Flughafen raus auf die Straße gebracht und zwei Personen in gelben Regencapes eingeholt hatten, hatten die natürlich keine Drohnen bei sich. Sie waren überhaupt erst vor ein paar Minuten von ihrer Pension losgeradelt, die Wirtin würde es, wenn nötig, bestätigen.

Diese Regencapes sehen ja doch alle gleich aus.

Unser Banner stieg inzwischen langsam höher und wir umarmten uns alle, während die Polizist:innen daneben standen und verlegen dreinschauten. Vielleicht fühlten sie sich ausgeschlossen. Sarah Rebekka Bisangwa Neza und ich bekamen besonders innige Umarmungen. Sie hatte für die Technik gesorgt, ich für die Dramaturgie. Die Ballons waren meine Idee gewesen. Am Schluss umarmte mich Sarah Rebekka Bisangwa Neza und küsste mich auf beide Wangen. Das war schön. Dann ging sie auf einen der Polizisten zu, breitete die Arme aus und fragte:

„Wollen Sie auch?“

„I dank!“ grinste der schüchtern und wich zurück in den Schutz seiner Kolleg:innen.

Der Wind frischte auf und kam jetzt von Norden. Unser Banner trieb auf die Berge zu. Vielleicht würden die Ballons es ja bis Davos schaffen. Wäre schön. Aber die Fernsehbilder waren jedenfalls schon auf dem Weg in die Welt: DIE KLIMAKILLER SIND DIE REICHEN!

Wir traten den geordneten Rückzug an. Nicht durch das Loch im Zaun, sondern gesittet durch das Flughafengebäude, links und rechts flankiert von den Schweizer Polizist:innen. Wir wollten noch den nächsten Bus nach Davos erreichen. Unsere Mission war noch nicht zu Ende.

*

Um unsere Aktion vorzubereiten, hatten Sarah Rebekka Bisangwa Neza und ich uns für drei Tage in einer kleinen Pension eingemietet. Sie hatte die Reservierung gemacht und ein Doppelzimmer gebucht.

„Hätten wir nicht lieber zwei Einzelzimmer...“

„Sei nicht kindisch, wir sind beide erwachsen!“

„Ja eben!“, sagte ich mit hängenden Schultern.

Sie lachte nur.

Die Pension war ziemlich weit weg vom Flughafen. Altenrhein ist ein Industriegebiet, das sich hauptsächlich rund um den Flughafen organisiert. Entlang der Piste will sowieso niemand wohnen, und Ferien machen schon gar nicht. Daher wohnten wir im benachbarten Rorschach nahe dem Bodenseeufer. Da wir am Abend ankamen war es schon zu spät, um auf Spähtrupp zu gehen. Wir gingen ins Dorfwirtshaus zum Abendessen. Zum Glück hatten sie außer Schweinsbraten und Zürcher G'schnetzeltem auch noch Pilzrisotto auf der Karte. Bei den Apfelchüechli fragten wir lieber nicht, ob sie mit Ei und Butter gemacht waren. Wir tranken italienischen Rotwein zum Risotto und hinterher noch einen Zirbenschnaps. Ich hatte schon wieder vergessen, dass ich keinen Alkohol trank.

Während sie im Badezimmer gurgelte und pinkelte und furzte und duschte, saß ich in Shorts und T-Shirt auf dem Bettrand und war nervös. „Unsinn“, dachte ich mir, „es ist nicht anders, als wenn du mit irgend einem Freund das Bett teilen würdest!“

„Ja“, antwortete ich mir, „es ist genau so wie wenn ich mit irgendeinem Freund das Bett teilen und auf ihn fliegen würde!“

Sarah Rebekka Bisangwa Neza kam in einem weiten dunkelrot und schwarz gestreiften Herrenpyjama aus dem Bad und schmiss sich aufs Bett.

„Du bist dran!“

Also gurgelte, pinkelte, furzte und duschte ich und zog dann wieder meine Shorts und mein T-Shirt an. Ein Pyjama besitze ich seit meiner Kindheit nicht mehr.

Sie drehte das Zimmerlicht ab und das kleine Nachttischlämpchen an.

„Was würdest du tun, wenn du Gott wärest?“

Irgendwas muss man ja sagen, wenn man zum ersten Mal mit jemand im Bett liegt.

Sie dachte eine Weile nach. Dann sagte sie:

„Nichts!“

„Nichts? Wenn du allmächtig wärest?“

„Wenn man alles machen kann, warum sollte man dann etwas machen? Es kommt doch alles aufs selbe raus. Ich könnte mit den Fingern schnippen, und alle Menschen wären friedlich, würden miteinander teilen und zusammenarbeiten, und mit dem auskommen, was mein kleiner hübscher Planet ihnen zu geben hat. Aber ich würde es nicht tun. Wenn die Affenärsche es nicht selber schaffen, dann sollen sie mich gern haben.“

„Es gibt eine alte jüdische Legende, hat mein Großvater behauptet, nach der Gott noch eine zweite Welt hat, wo er experimentiert und probiert. So wie ein Schachspieler, der noch ein zweites Brett hat, auf dem er alternative Züge austestet. Auf der zweiten Welt besteht Hitler die Aufnahmeprüfung in die Akademie und wird ein erfolgreicher Maler, Winnetou segelt über den Atlantik und entdeckt Europa und Mozart erfindet Hip Hop. Manchmal bricht Gott ein Spiel ab, geht ein paar Züge zurück und probiert etwas anderes aus. Dann stehen die Leute da und fragen sich, woher eigentlich diese Pyramiden kommen und warum sie den ersten Weltkrieg angefangen haben.“

Meine Großmutter hat gesagt, dass mein Großvater sich diese alte jüdische Legende nur ausgedacht hat und dass er sie außerdem falsch verstanden hat. Die zweite Erde, wo Gott herumprobiert, das ist die unsere.“

Sie lachte und sagte:

„Darf ich zu dir kommen, kuscheln?“

Das kam jetzt überraschend. Sie rutschte unter meine Decke und kuschelte sich an meine Seite.

„Ich habe eine andere Theorie. Die Welt ist eine Simulation in einem Supercomputer in der fünften Dimension.“

„Ach, das weiß doch jeder!“

„Ja. Aber nicht eine, mit der Wissenschaftler die Gesetze des Daseins erforschen, sondern das Videospiel von einem pubertierenden Teenager!“

„Ja, so schaut's aus“, sagte ich. „Sie hat sich gedacht: ‚So, jetzt schmeißen wir einmal ein paar Aminosäuren in dieses Meer, rühren ein bisschen um und schauen, was passiert.‘ Nach einer Stunde schaut sie hin und sagt: ‚Oh, Evolution!‘. Und nach ein paar Minuten: ‚Oh, Zivilisation!‘. Und nach ein paar Sekunden: ‚Oh, Emission!‘.“

„Was ist eigentlich die wirkliche Natur des Menschen? Egoistisch oder altruistisch? Sagt die Biologie etwas dazu?“

„Ah, Rousseau oder Hobbes?“

„Ja. Ist der Mensch von Natur aus gut, und die Gesellschaft verdirbt ihn, oder ist der Mensch von Natur aus böse, und die Gesellschaft muss ihn zähmen?“

„Na ja, die Biologie kennt kein Gut und Böse.“

„Also Nietzsche? Jenseits von?“

„Nein, als Naturwissenschaft würde die Biologie nicht fragen, ob Menschen gut oder böse sind. Sie würde eher fragen, was ist das für ein Lebewesen, das Begriffe wie Gut und Böse erfunden hat?“

„Und was ist das für ein Lebewesen?“

„Ein soziales.“

„Also doch gut?“

„Nein, das heißt nicht, dass jeder Mensch sich ‚sozial‘ verhält. Es heißt nur, dass jedes Menschenwesen mit anderen in irgend einer Art von Beziehung steht. Wenn Menschen Einzelgänger wären wie Bären, hätten sie keinen Bedarf für Wörter wie ‚gut‘ oder ‚böse‘. Sie hätten eigentlich überhaupt keinen Bedarf für Wörter, außer höchstens ‚Verschwinde‘, wenn sie einem anderen Bären begegnen oder ‚Komm her!‘, wenn’s eine Bärin ist.“

„Das ist schon wieder einmal vom Macho-Standpunkt aus gesehen, aber ich verzeihe dir. Erzähl mir was von Menschen, nicht von Bären.“

„Darf ich dir zuerst etwas über den Argusfasan erzählen?“

„Wenn du’s spannend machen willst...“

„Also: Im Regenwald von Südostasien lebt der Argusfasan. Das Männchen ist zwei Meter lang. Aber der eigentliche Vogel ist nur so 60 Zentimeter lang, der Rest sind Schwanzfedern. Die sind so schwer, dass der Vogel fast nicht fliegen kann. Warum tut ihm die Evolution so was an? Der Vogel wiegt ein bisschen über zwei Kilo und fast ein Viertel davon sind die Schwanzfedern. Wie passt das zur natürlichen Auslese? Ohne diese Anhängsel sollte er doch besser vor Raubtieren fliehen können, länger leben und mehr Weibchen begatten? Es ist aber nicht die Umwelt, die dem Argusfasanmännchen die langen Schwanzfedern angezüchtet hat. Es sind die Weibchen. Bei der Balz präsentiert der Hahn dem Weibchen seine Schwanzfedern, er schlägt ein Rad so wie ein Pfau. Und die Hennen entscheiden sich für das Männchen mit den längsten und prächtigsten Federn.“

„Die finden das sexy, nehme ich an.“

„Glaube ich auch, aber warum finden sie das sexy? Warum fallen sie auf Prunk und Protz herein? Warum sterben diese oberflächlichen Hennen, die nur aufs Äußere schauen, nicht aus? Wie es aussieht, haben Hennen, die diese Angeber sexy finden, mehr Nachwuchs als die, die Gefallen an bescheideneren Typen finden, sonst könnten sie diese Vorliebe ja nicht vererben. Warum ist das so?“

„Du wirst es mir sagen?“

„Ein Hahn, der mit 140 Zentimeter langen Schwanzfedern überlebt, muss besonders kräftig sein, muss besonders gut darin sein, Raubfeinde zu erkennen, muss besonders gut im Abwehren von Krankheiten sein, muss besonders gut im Finden von Futter sein und so weiter, sonst überlebt er gar nicht so lange, bis er ein Weibchen begatten kann. Wenn ein Weibchen also lange Schwanzfedern sexy findet, bekommt sie automatisch ein Männchen mit all diesen Fähigkeiten. Weibchen, die kurze Schwanzfedern sexy finden, bekommen oft weniger starke Männchen, und ihr Nachwuchs wird nicht so gesund und kräftig sein. Also wird sich die Vorliebe für lange Schwanzfedern durchsetzen.“

„Verstehe. Und was sagt uns das jetzt über die Natur des Menschen?“

„Warte, ich muss dir noch vom Laubenvogel erzählen.“

„Eignet sich das als Gute-Nacht-Geschichte oder ist das auch wieder so eine Sex-Story?“

„Nur Softporno.“

„Na schön. Und wie treibt es also der Laubenvogel?“

„So wie andere Vögel auch. Interessant ist nur das Vorspiel. So ein Laubenvogel ist nicht größer als eine Amsel. Aber die Männchen bauen auf dem Boden riesige Nester, einen halben Meter hohe Kuppeln. Es sind aber gar keine Nester, weil niemand drin brütet. Sie haben nur den Zweck, die Weibchen zu beeindrucken. Die Weibchen haben's gern bunt, und der Vogel trägt Schmetterlingsflügel und Blüten, Kronenkorken und Plastikabfälle und bunte Früchte zusammen und ordnet sie nach Farben um die Laube herum an. Dann lockt er ein Weibchen an und zeigt ihr sein Werk. Die Weibchen begutachten die Lauben, und wenn sie davon gebührend beeindruckt sind, lassen sie sich begatten. Die Laube und der ganze Schmuck, das hat sonst keinen Zweck, das ist brotlose Kunst. Vom praktischen Gesichtspunkt aus pure Energieverschwendung.“

Aber ein Weibchen, das große Lauben sexy findet, bekommt ein kräftiges Männchen. Die Laube ist oft hundert Mal so schwer wie der Vogel. Und sie kriegt ein Männchen mit einem guten Gehirn. Die Zweige zu verflechten ist ja auch nicht so einfach. Und sie bekommt ein Männchen mit guten Augen, einem guten Farbensinn, und so weiter. Also hat sie gute Chancen, viele überlebensfähige Junge zu bekommen. Und sie vererbt ihr Ideal von Männlichkeit an ihre Töchter und den Drang, anzugeben, an ihre Söhne.

Das ganze nennt sich Theorie kostspieliger Signale. Das Weibchen muss ein Männchen mit guten Genen leicht erkennen können, ohne es lange zu beobachten. Und das Erkennungsmerkmal muss das Männchen wirklich etwas kosten. Wenn sich Männchen in der Balzzeit plötzlich bunt färben, sind sie für Räuber leichter zu erkennen. Und die Weibchen kriegen Männchen, die überleben.“

„Also auf den Menschen übertragen heißt das, dass wir euch euer Macho-Gehabe angezüchtet haben? Das ist doch wieder so ein Macho-Ding: ‚Was sollen wir machen, die Frauen wollen uns so!‘“

Sarah Rebakka Bisangwa Nezas Ellbogen fühlte sich recht spitz an, wenn man ihn die Rippen bekam.

„Das nennst du kuscheln?“ beklagte ich mich. „Es ist halt so! Experimente haben gezeigt, dass es die Mädchen sind, die sich die Jungs aussuchen. Außer in patriarchalen Familien und in der Tanzschule. Sie senden unterschwellige Signale: Trau dich nur, ich werd dich nicht abfahren lassen. Aber beim Menschen sind die Männchen nicht nur zum Begatten da. Sie helfen in der Regel auch, die Brut aufzuziehen. Darum konkurrieren die Weibchen auch um die Männchen und müssen um sie werben.“

„Und wie ist das mit homosexuellen Weibchen? Hm?“

„Darüber weißt du mehr als ich. Im Tierreich kommt gleichgeschlechtlicher Sex recht häufig vor, der fördert den sozialen Zusammenhalt und mildert Aggression. Es gibt auch ausschließlich homosexuelle Individuen bei verschiedenen Spezies. Aber davon wollte die Wissenschaft lange nichts wissen, und das Werbeverhalten von homosexuellen Tieren ist von der Biologie noch kaum erforscht.“

„Schade!“

„Die Menschen haben jedenfalls eine ganze Menge Arten, ihre Energie zu verschwenden oder sich unnötig Gefahren auszusetzen, nicht nur mit

Lauben bauen und mit Extragewicht fliegen. Sich vom Schamanen tätowieren lassen, sich Schmucknarben verpassen lassen, Bungee jumpen, singen, tanzen, sich prügeln, alten Damen über die Straße helfen, besoffen Auto fahren, sich um einen Fußball raufen, Symphonien schreiben, Fagott spielen, mit Bausteinen Türmchen bauen und sie umstoßen, durch die Sandburg von einem anderen Kind trampeln, Mercedes-Sterne abbrechen... Nach der Logik der natürlichen Auslese sollten wir uns ums Essen kümmern, um Schutz vor Gefahren und vorm Wetter, Kinder machen und sie füttern, und ansonsten Ruhe geben und unsere Kräfte sparen. Alles andere ist sexuelle Auslese.“

„Also mir ist das Bedürfnis, Symphonien zu schreiben, nicht angeboren.“

„Glaub ich dir. Aber du hörst Musik. Und neunzig Prozent aller Popsongs handeln von Liebe. Und Rockstars kriegen den meisten Sex. Das, was uns angeboren ist, ist nicht so konkret. Es ist nicht das Bedürfnis Symphonien zu schreiben oder das Bedürfnis einen Fußball ins Tor zu knallen. Es ist viel allgemeiner. Es ist das Bedürfnis, etwas zu bewirken. Der Klassenbully freut sich, wenn sich die anderen vor ihm fürchten, der Klassenclown freut sich, wenn er sie zum Lachen bringt. Könige rühmen sich mit den Städten, die sie gebaut haben und mit den Städten, die sie zerstört haben. Die einen peitschen Sklaven aus, die anderen helfen ihnen bei der Flucht. Die einen gehen nach Afrika, um Löwen abzuknallen, die anderen, um Leprakranken zu helfen. Aber sie alle befriedigen das gleiche Grundbedürfnis, so wie wir das Bedürfnis nach Essen mit Brot oder mit Reis oder mit getrüffelter Gänseleber befriedigen können.“

„Und das hast du herausgefunden?“

„Ja ja, so ein Genie bin ich! Das mit den kostspieligen Signalen hat Amotz Zahavi herausgefunden. Ich hab das nur in Verbindung gebracht mit etwas, was Erich Fromm herausgefunden hat. Warte, ich brauch meinen E-Book-Reader.“

Ich entkuselte mich von Sarah Rebekka Bisangwa Neza, stieg aus dem Bett und kramte in meinem Rucksack. Meine wichtigsten Bücher habe ich immer bei mir.

„Erich Fromm 1973, Anatomie der menschlichen Destruktivität. Fromm war Psychotherapeut und Philosoph. Ein großer Humanist, würde ich sagen.“

„Der hat doch die Die Kunst des Liebens geschrieben, oder?“

„Genau der, ja: Anscheinend empfindet der Mensch ein tiefes Bedürfnis, bis an die persönlichen, sozialen und natürlichen Grenzen seiner Existenz vorzudringen, gleichsam von dem Wunsch getrieben, über den engen Lebensrahmen, in den er hineingezwungen ist, hinauszublicken. Dieser Impuls mag ebenso bei großen Entdeckungen wie bei großen Verbrechen eine wichtige Rolle spielen.

Auch der Erwachsene hat das Bedürfnis sich selbst zu beweisen, dass er fähig ist, eine Wirkung auszuüben. Es gibt mannigfache Möglichkeiten, sich dieses Gefühl zu verschaffen: man kann im Säugling, der gestillt wird, einen Ausdruck der Befriedigung hervorrufen, im geliebten Menschen ein Lächeln, im Sexualpartner eine Reaktion, man kann im Gesprächspartner Interesse wecken. Das gleiche kann man durch materielle, intellektuelle oder künstlerische Arbeit erreichen. Aber man kann dasselbe Bedürfnis auch befriedigen, indem man über andere Macht gewinnt, indem man ihre Angst miterlebt, indem der Mörder die Todesangst auf dem Gesicht seines Opfers beobachtet, indem man ein Land erobert, indem man Menschen quält, und einfach dadurch, dass man zerstört, was andere aufgebaut haben.

Als ich das das erste Mal gelesen habe, hat es mich umgehauen. Von kostspieligen Signalen hat er noch keine Ahnung gehabt. Das Buch von Zahavi ist erst zwei Jahre später erschienen. Und ich hab es großartig gefunden, dass die Biologie ihn offensichtlich bestätigt. Fromm hat das philosophisch begründet, mit der *conditio humana*, also dass wir die Endlichkeit des Lebens überwinden wollen. Die Biologie hat es materialistisch begründet. Das hat mich fasziniert. Aber vor allem habe ich plötzlich verstanden, was meinen Vater angetrieben hat, ein Schuhimperium aufzubauen.“

„Dein Vater hat ein Schuhimperium aufgebaut?“

„Mein Adoptivvater. Für mich war er eher ein Adoptivgroßvater. Das, was ihn angetrieben hat, war seine Kreativität. Und das, was ihn zum Arschloch gemacht hat, war das System, in dem er seine Kreativität verwirklicht hat.“

„Von dem musst du mir morgen erzählen. Jetzt ist Schlafenszeit, würde ich sagen.“

Sarah Rebekka Bisangwa Neza gähnte laut und innig, drehte mir den Rücken zu und murmelte: „Dein Erich Fromm war ein kluger Mann,“ Sie gähnte noch herzlicher und murmelte noch murmeliger: „Und du bist natürlich auch einer. Gunacht!“ Schon halb schlafend tastete sie nach meinem linken Arm und legte ihn um ihre Schulter. Das war schön.

*

Beim Frühstück befragten wir die Auskunftskrake nach einem Fahrradverleih. Es gab vier oder fünf in der Gegend, aber um diese Jahreszeit war nur einer geöffnet. Das genügte ja auch. Eine Flughafenführung, das wussten wir schon, konnte man jederzeit buchen. Der Preis war der gleiche für zwanzig Personen oder für zwei: 200 CHF. Also nein, danke. Das was uns interessierte, konnten wir aus der Fahrradperspektive kombiniert mit den Satellitenfotos der Auskunftskrake auch herausfinden. Die Wirtin hatte uns noch empfohlen, unbedingt die Hundertwasser-Markthalle in Altenrhein zu besichtigen. Haben wir ihr versprochen.

Die Region St. Gallen verzeichnet im Jahr 15 bis 20 Nebeltage. Früher waren es 30 bis 60, wegen des höheren Schwefeldioxidgehalts in der Luft. Schwefeldioxid verursacht den sauren Regen, der die Bäume ruiniert. Irgendwie hat man seit den 1980er Jahren den sauren Regen in Europa halbwegs in den Griff bekommen. Man hat für die Schloten der Kraftwerke und Fabriken Filter vorgeschrieben und dergleichen. Die mittlere Verweildauer von Schwefeldioxid beträgt drei bis vier Tage. Und das heißt, das meiste kommt je nach Windstärke in der näheren und weiteren Umgebung herunter. Deshalb spürt es auch die nähere und weitere Umgebung, wenn man etwas dagegen tut. Die Menschen husten weniger und die Bäume sterben weniger. Mit den Treibhausgasen ist das anders, die bleiben je nachdem Jahre, Jahrzehnte oder Jahrhunderte und verteilen sich rund um den Globus. Wenn ich heute ein Gaskraftwerk in Deutschland durch Windkraft ersetze, dann ist der Effekt aufs Klima noch gar nicht messbar. Und wenn ich alle Gaskraftwerke Deutschlands durch Windkraft ersetze, dann sinken die weltweiten Emissionen um 0,1 Prozent, ein kleines armseliges Tausendstel. Und der Nutzen davon, wenn er überhaupt messbar ist verteilt sich auf die ganze Welt. Das macht alles so schwierig. Kein Land will die Lasten tragen für etwas,

von dem hauptsächlich die anderen etwas haben. Deshalb die endlosen Verhandlungen, die nicht bindenden Vereinbarungen, die Ausnahmen von Verpflichtungen, die nicht eingehaltenen Versprechungen, das ganze Gefeilsche darum, wer die Feuerwehr bezahlen soll, während das Haus schon brennt. Das sind so Verwicklungen, in die sich die Menschheit hineinmanövriert hat, ohne es zu wissen oder zu wollen. Eigentlich geht es in dieser ganzen Geschichte um solche Verwicklungen.

Die Geschichte mit dem Argusfasan ist auch eine solche Verwicklung. Die Vorliebe der Weibchen für schöne lange Schwanzfedern macht die Männchen immer prächtiger und immer schwerfälliger. Für die Weibchen bedeutet das einen gesunden, kräftigen Nachwuchs. Aber was ist, wenn die Männchen zu prächtig und schwerfällig für das Leben in ihrer ökologischen Nische werden? Oder wenn sich die ökologische Nische plötzlich verändert, weil da neue Fressfeinde auftauchen, zum Beispiel Menschen mit Pfeil und Bogen oder mit Gewehren? Dann landet der Argusfasan schnell auf der roten Liste.

Uns jedenfalls war der Nebel ganz recht. Wenn wir irgendwo herumstöberten, würde man das nicht schon von Weitem sehen.

Die Gegend rund um den Flughafen ist Industriegebiet. Von West nach Ost: Medice, Gebrüder Weiss Logistik, Siemens Schweiz, Helialpin, Junkers Flugzeugwerke, Nature Squared Solutions. Alle durch einen breiten Grünstreifen von der Landebahn getrennt, aber mit Zufahrt zu einer Verbindungsstraße im Flughafengelände drinnen. Die Straße heißt zuerst Rütliweg, dann Rheinholzweg. Irgendwo an dieser Straße tauchte aus dem Nebel eine einsame Telefonzelle auf, durch deren Scheiben ein schwaches Leuchten drang.

„Um Gottes willen, was ist das?“

Sarah Rebekka Bisangwa Neza bremste quietschend und guckte mich verschreckt an.

„Geh da ja nicht rein!“, flüsterte sie.

„Warum?“

„Was ist, wenn das Ding plötzlich abhebt und zum Mutterschiff fliegt?“

Nach 1,8 km ist die Landebahn zu Ende, der Rheinholzweg macht eine Rechtskurve, also nach Süden, und trifft auf die Hauptstraße, die auf der südlichen Seite parallel zur Landebahn verläuft. Hier sind zwischen Straße und Landebahn Äcker. Und hier fiel mir auch der Schuppen ins Auge.

„Was hältst du von dem? Wenn der auf der anderen Seite auch diese Lüftungsluken unter dem Dach hat, sollte er ideal sein, um die Drohnen von hier aus zu steuern.“

„Könnte sein.“

„Nur: Wie kommen wir da rein?“

Der Zaun, der uns vom Schuppen und dem Flughafengelände trennte, war unten aus Maschendraht, oben aus Stacheldraht. Die Zaunpfosten waren oben, wo der Stacheldraht saß, nach außen gebogen.

Der Zaun hatte ein eisernes Tor. Um keinen Irrtum aufkommen zu lassen, hing ein Schild dran: Unbefugten ist der Zutritt verboten!

Entlang der Straße war ein Asphaltstreifen als Parkplatz gekennzeichnet. LKWs waren da geparkt, die wahrscheinlich auf irgend eine Zollabfertigung warteten, jedenfalls von ihren Fahrern oder Fahrerinnen verlassen. Auch ein Anhänger ohne Zugfahrzeug stand da und ein Container auf vier dünnen Beinchen, der darauf wartete, dass sich ein Tieflader unter ihn schieben würde. Wir stellten unsere Fahrräder hinter den Anhänger und zogen unsere gelben Regencapes aus. Auf der anderen Seite des Zauns begleitete den Parkplatz eine Reihe großer Bäume, die dicke Äste über den Zaun wachsen ließen. Unter einem dieser Äste stand ein Kleinbus mit Anhänger.

„Kommt was?“, fragte Sarah Rebekka Bisangwa Neza.

Ich sah mich um und schüttelte den Kopf. So weit die Sicht im Nebel reichte, war nichts zu sehen. Sarah Rebekka Bisangwa Neza nahm Anlauf, lief zwei Schritte an der Seitenwand des Kleinbusses hoch, kriegte am Dach ich weiß nicht was zu fassen, eigentlich war da nichts, stemmte sich hoch, griff sich den Ast und landete mit einem Aufschwung im Baum.

„Kannst du auch verkehrt an der Decke laufen?“

„Ich trainiere.“

„Und wenn jetzt was kommt?“

„Dann tu ich so, als ob ich eine Amsel wäre. Gibt's hier Amseln im Winter? Vielleicht besser eine Meise. Schau nicht her, es kommt was!“

Ich hätte zu gern gesehen, wie Sarah Rebekka Bisangwa Neza die Amsel machte. Tirili, tirili. Als das Auto vorbei war und ich wieder hochschaute, saß sie schon auf dem Dach des Schuppens. Ich sah gerade noch, wie sie die andere Seite hinunterrutschte.

Ich pinkelte mal kurz gegen den Zaun und hoffte, dass er nicht elektrisch geladen war. Dabei überlegte ich, wie ich meinerseits ins Gelände kommen sollte, wenn es so weit wäre. Ich bin ganz gut in Tennis und Golf – ja, ja, Golf –, aber Parkour ist nicht so mein Ding.

Nach fünf oder höchstens sieben Minuten fiel mir eine Kastanie auf den Fahrradhelm oder eine Eichel oder was immer es war, jedenfalls machte es dong. Das nächste, was vom Baum herunterkam, war Sarah Rebekka Bisangwa Neza.

„Passt alles. Der Oberstock ist ein Heuboden, und aus den Luken sieht man die ganze Landebahn. Und eine Leiter für den Rückzug ist auch da.“

„Die du nicht gebraucht hast, nehme ich an.“

„Natürlich nicht. Aber nach getaner Tat können wir ruhig Spuren hinterlassen, das ist dann schon egal.“

„Am Tag X werden wir aber doch die Bolzenschneider brauchen. Zwei solche wie du können über den Zaun huschen, wenn gerade links und rechts kein Auto kommt, aber mit zwanzig Leuten und einer Heliumflasche wird das schwierig. Gibt es eigentlich zwei solche wie du?“

„Ich bin einzigartig.“

„Und kannst du allein zwei Drohnen steuern?“

„Hab ich noch nicht probiert. Müsste ich trainieren. Aber eigentlich weiß ich gar nicht, was ich lieber will, kleben oder fliegen.“

„Du bleibst nicht gern im Hintergrund, ha?“

„Nö. Aber ich kenne ein paar Mädels aus der Parkour Community, die auch eine Drohne steuern können. Muss mit denen reden.“

Ich schlug vor, das Loch in den Zaun auf der nördliche Seite zu schneiden. Zwischen Junkers Flugzeugwerken und Nature Squared Solutions wurde irgendwas gebaut oder sollte etwas gebaut werden oder war etwas abgerissen worden. Auf dem Gelände lagen mehrere Haufen Schutt und Schotter herum, aber es waren keine wertvollen Baumaschinen da, also war nicht anzunehmen, dass die Baustelle besonders bewacht wurde. Mein Vorschlag wurde mit zwei Stimmen und keiner Enthaltung angenommen.

*

Die vegetarische Option im Dorfwirtshaus war diesmal Blumenkohl paniert, also schauten wir, ob die Pizzeria eine Pizza alle verdure hatte. Hatte sie.

„Und wie ist das jetzt eigentlich, wie kommst du zu einem Adoptivgroßvater, der ein Industriegigant ist?“

„Erzähl mir erst was über dich!“

„Nein, zuerst du!“

„Nein du!“

„Nein du!“

Also erzählte ich eben.

Meine Eltern sind beide 1968 gezeugt worden. Im Mai. In Paris. Während der großen Studentenunruhen. Damals hat das so geheißen, Studentenunruhen, Studentinnen waren mitgemeint. Das ganze hatte zwar damit begonnen, dass Studierende für die Demokratisierung der Hochschulen auf die Straßen gegangen sind, für sexuelle Freiheit, für das Ende der Konsumgesellschaft, für Frieden, für Abrüstung, für ein Ende des Vietnamkriegs, für die Unterstützung des Prager Frühlings und noch ein paar Sachen. Aber der allgemein benutzte Begriff Studentenunruhen unterschlägt die Tatsache, dass nicht nur Student:innen Universitäten besetzt haben, sondern auch Arbeiter:innen Fabriken. Zwei Millionen Menschen haben gestreikt. Für höhere Löhne, für die 40-Stundenwoche, für gleiche Löhne für Frauen, für den Rücktritt der Regierung, für Arbeiterräte. Sogar die Fußballer haben gegen die Kommerzialisierung des Fußballs gestreikt. De Gaulle – das war der Präsident – hat gedroht, den Ausnahmezustand zu verhängen, es hat geheißen, dass Panzer nach Paris unterwegs sind. Die Gewerkschaften und die Kommunistische Partei haben gefürchtet, sie könnten ihren Einfluss auf die Arbeiter:innen verlieren, wenn die einfach streiken, ohne sie zu fragen. Sie haben die Anführer der Streiks als Provokateure bezeichnet und die Wiederherstellung der Ordnung beschworen. So ist die Sache niedergeschlagen worden.

Der Vater meines Vaters war Franzose, genau genommen aus dem Elsass. Seine Vorfahren waren deutsche Juden, die früher Kantor geheißen hatten und dann Kant daraus gemacht hatten, als sie sich taufen ließen. Er war Facharbeiter in einer Autofabrik, ich glaube Renault. Die Mutter meines Vaters war aus Deutschland zum Studium nach Nanterre gekommen. Sie lernten sich bei den Demos in Paris kennen, schrieben zusammen Flugblätter und dachten sich gereimte Parolen aus. Als sie geheiratet haben, sind sie draufgekommen, dass sie beide jüdisch waren.

Er ist dann irgendwas bei einer unabhängigen Gewerkschaft geworden und sie ist zu Hause geblieben.

Der Vater meiner Mutter war ein Österreicher. Er ist wegen des Aufstands nach Paris gekommen. Ein Demo-Tourist. Nachdem der Aufstand vorbei war und er meine Großmutter geschwängert hatte, ist er wieder nach Wien zurück und hat sich einer Kommune angeschlossen. Die Frauen dort hatten alle kurzgeschorene Haare und trugen Latzhosen. Und suchten sich jeden Abend einen anderen Mann fürs Bett aus. Die Männer hatten dabei nichts zu reden. Wenn welche zweimal in derselben Woche miteinander vögelt, wurden sie verdächtigt, eine Paarbeziehung zu haben: Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment!

Nur der Gründer durfte sich die Bettgenossin aussuchen. Die war manchmal etwas zu jung, und er ist dann später wegen Beischlaf mit Unmündigen ins Gefängnis gegangen.

Als die Finanzen knapp wurden, mussten die Erwachsenen als Immobilienmakler Geld für die Kommune verdienen. Nachdem das utopische Gebäude gänzlich zerbröckelt ist, hat sich mein Großvater noch eine ganz schöne Firma aufgebaut. Aber meine Großmutter hat von ihm nie einen Franc gesehen. Oder einen Euro. Am Anfang hat sie ihn manchmal besucht, zusammen mit meiner Mutter, als sie noch klein war, aber beiden hat vor der Kommune gegraust. Meine Mutter konnte sich noch an eine Aktionsanalyse erinnern. Das war so das Abendvergnügen. Alle sind im Kreis gesessen und eine oder einer ist in die Mitte gegangen und hat sich seelisch entblößt. Körperlich auch. Geschrien, gewälzt, geröchelt, geweint, getanzt, sich mit Pudding oder Erde beschmiert. Meine Großmutter ist Lehrerin geworden und meine Mutter ist hauptsächlich bei ihrer Großmutter aufgewachsen. Diese Urgroßmutter von mir war eine alte Widerstandskämpferin und hat Stalin verehrt.

Meine Eltern haben also einiges vom sogenannten Geist der 68er mitbekommen. Von ihren Eltern. Viele aus dieser Generation haben sich ja eher nicht so mit den Ideen der Eltern identifiziert, aber bei meinem Vater und meiner Mutter ist einiges hängengeblieben. Das erklärt meinen zweiten Vornamen. Wenn es nach meiner Mutter gegangen wäre, hätte ich Mao geheißen, aber mein Vater wollte sich nicht in den Streit

zwischen den chinesischen und den russische Kommunisten einmischen. Lenin sollte für beide akzeptabel sein.

Meine Eltern haben sich auf der Journalismusschule in Tours kennengelernt und dann für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften gearbeitet, sie als Fotografin und er als Reporter. Als ich geboren wurde, hat es meine Mutter nicht lange zu Hause gehalten, und so hat sich meine Großmutter väterlicherseits um mich gekümmert.

Meine Großeltern waren nicht gläubig, weder christlich noch jüdisch, aber weil sie beide Verwandte in den Vernichtungslagern der Nazis verloren hatten, war ihnen ihr Jüdischsein trotzdem wichtig. Sie haben mir viel über die Geschichte der Juden erzählt und meine Großmutter konnte auch ein paar jiddische Lieder singen. Ich war ein kleiner Junge, und in meinen Alpträumen war ich immer wieder mal in einem KZ. Meine Eltern hatten mir einen Roman zu lesen gegeben, der von einem Kind handelte, das im KZ Buchenwald von Häftlingen vor der SS versteckt worden ist. Ich war vielleicht nicht so reif, wie sie geglaubt hatten.

Gleichzeitig haben meiner Großeltern sich sehr für die Sache der Palästinenser engagiert. Ich glaube, die Verzweiflung über die israelische Politik hat ihnen beiden das Herz gebrochen, vor allem, weil sie auch Verwandte dort hatten. Die kamen manchmal auf Besuch nach Frankreich und dann wurde entweder um das Thema herumgeschlichen oder es gab wütende Debatten, bei denen meine Großmutter dann meistens zu weinen begann und Onkel und Tante verbittert abzogen, um an ihren Urlaubsort an der Riviera weiterzureisen.

Mein Großvater zitierte gern einen Witz aus Israel:

„Zwei deutsche Einwanderer graben in einem Kibbuz Steine aus einem Acker. Der eine wischt sich den Schweiß von der Stirn und sagt zum anderen: ‚Wenn uns die Engländer schon ein Land schenken, das ihnen nicht gehört – warum dann nicht die Schweiz?‘“

„Was heißt, die Engländer! Wir waren schon vor dreitausend Jahren dort!“

„Ja, und vorher waren die Kanaaniter dort und die Jebusiter und die Amoriter...“

„Ach hör auf mit deinen Witzen. Jede Nation hat ein Recht auf einen eigenen Staat!“

„Unsinn! Die Nation ist erfunden worden, um den Staat zu rechtfertigen.“

„Die jüdische Nation...“

„...hat nie existiert! Französische Juden wollten immer Franzosen sein und deutsche Juden wollten Deutsche sein und die chassidischen Ostjuden waren ihnen so fremd wie Tibeter. Es war nur der Antisemitismus, der die Juden auf die Idee gebracht hat, sie könnten eine Nation sein.“

„Eben. Und Israel bietet allen, die vor dem Antisemitismus flüchten, eine Zuflucht.“

„Und hat selber achthunderttausend Araber in die Flucht getrieben.“

„Niemand hat sie vertrieben. Sie sind geflüchtet vor einem Krieg, den Ägypten und Jordanien und Syrien angefangen haben.“

„Und wenn sie nicht vertrieben worden sind, warum habt ihr sie nicht zurückkommen lassen?“

„Weil wir nicht meschugge sind. Wir wären eine Minderheit im eigenen Land geworden!“

Wenn mein Großvater weiter bohrte, warum denn das so schlimm wäre, in einem demokratischen Land sollte es doch keinen Unterschied machen, ob man zu einer Minderheit gehört oder nicht, dann wurde der Onkel zornig:

„Wir waren zweitausend Jahre lang in der Minderheit. Wir sind zweitausend Jahre lang verfolgt und vertrieben und ermordet worden. Wir haben uns ein bisschen Ruhe verdient.“

So ging das.

*

Einmal fragte ich meine Großmutter, wie es denn möglich war, dass die Juden nicht schon lange vor den Nazis aus Europa verschwunden waren, wenn man sie zweitausend Jahre lang verfolgt hatte.

„Weil man sie gebraucht hat“, sagte sie. „Weil sie nützlich waren: Als Handwerker, als Kleinhändler, die die Waren aus den Städten zu den Bauern gebracht haben, als Fernhändler, die Güter aus dem Orient in den Westen gebracht haben, als Ärzte, als schreibkundige Gutsverwalter und Steuereinnahmer, als Geldverleiher und Bankiers, die den Fürsten das Geld für ihre Hofhaltung und ihre Kriege besorgt haben, als Gelehrte, Philosophen und Wissenschaftler.“

„Aber wenn sie so nützlich waren, warum hat man sie dann verfolgt und ausgestoßen?“

„Weil sie dadurch noch nützlicher waren. Man hat sie zu Fremden gemacht, zu Leuten, die eigentlich gar nicht da sein durften. Man hat ihnen vorgeschrieben, sich anders zu kleiden als die Christen, damit man sie gleich erkennen konnte. Man hat sie nur in bestimmten Stadtteilen wohnen lassen. Als Fremde konnte man sie leicht wieder loswerden, wenn man sie nicht mehr gebraucht hat. Wenn man ihnen Geld schuldig war und es nicht zurückzahlen wollte, konnte man sie verjagen. Oder wenn man sich ihre Vermögen, ihre Häuser und Grundstücke aneignen wollte. Von Fremden, die nur geduldet waren, konnte man höhere Steuern verlangen. Fremden konnte man die Schuld an allem möglichen Unglück in die Schuhe schieben, an der Pest, an verlorenen Kriegen, an Teuerung und Wirtschaftskrisen.

Die Leute haben nicht viel darüber nachgedacht, ob die Juden wirklich Brunnen vergiften oder Kinder schlachten und aus Christenblut Matzes machen. Sie haben diese Märchen nicht aus Dummheit geglaubt. Sondern weil sie ihnen halt in den Kram gepasst haben. Und die christliche Kirche hat ihnen Jahrhunderte lang gesagt, dass die Juden am Tod von Jesus schuld waren.“

„War Jesus denn nicht Jude?“

„Ja sicher war er das. Und die ersten Jesus-Anhänger waren einfach eine von vielen jüdischen Sekten. Jeschua wollte gar keine neue Religion gründen. Er wollte die jüdische Religion erneuern, wie die Propheten vor ihm. Für die Juden war das Gebot der Nächstenliebe nichts Neues, aber Jeschua wollte ihnen auch noch die Feindesliebe beibringen. Die Juden haben immer gern diskutiert. Die jüdischen Weisen haben über jedes Wort der Bibel diskutiert, und was sie diskutiert haben, haben sie in einem Buch aufgeschrieben. Und dann haben sie über jedes Wort in diesem Buch diskutiert und haben wieder alles aufgeschrieben.

Jeschua hat gesagt, dass das alles nicht so wichtig ist. Man soll einfach Gott verehren, seine Nächsten lieben, mit den Armen teilen, friedfertig sein. Ein einfaches Gebet reicht statt all der komplizierten Vorschriften, die sich die Juden auferlegt haben. Ein frommer Jude muss nebbich 613 Gebote einhalten.

Die Juden haben immer auf den Moschiach gehofft, einen Herrscher, der das jüdische Volk von Fremdherrschaft befreien wird und ein Reich der Gerechtigkeit und Freiheit errichten wird. Die Anhänger von Jesus haben gesagt, dass er der Messias ist. Andere haben gesagt, der Messias ist ein mächtiger König und er wird erst kommen. Der Messias hätte sich doch niemals kreuzigen lassen.

Es hat Juden gegeben, die Jesus als Propheten anerkannt haben, aber nicht als Messias. Es hat Christen gegeben, die Jesus zwar als den Erlöser angesehen haben, aber nicht als Gott. Als das Christentum im alten Rom Staatskirche wurde, musste die Kirche eine einheitliche Lehre entwickeln, an die sich alle zu halten hatten. Sie hat auch die christlichen Sekten bekämpft, die zum Beispiel nicht an die Heilige Dreifaltigkeit geglaubt haben.

Die jüdische Konkurrenz war für die Kirche ein schwieriges Problem. Der größte Judenhaser war der Bischof von Konstantinopel, der Kirchenvater Johannes Chrysostomos, der die Juden gern als Schlachtvieh bezeichnet hat. Seinen christlichen Schäfchen war der Unterschied zwischen Juden und Christen nicht immer klar, sie haben schon mal in der Synagoge gebetet und zu Purim Homentaschen gegessen, da musste er sich einer kräftigeren Ausdrucksweise bedienen.“

Mein Großvater hat gesagt, die Verfolgung der Juden könne man nur dialektisch verstehen. Er hat mir das an einem Beispiel erklärt: Die christlichen Könige im Mittelalter haben die Juden meistens unter ihren Schutz gestellt. Und haben dafür eine Extrasteuer von ihnen verlangt. Wenn es die Juden nicht gegeben hätte, hätte der König keine Schutzgelder von ihnen kassieren können. Aber wenn sie nicht verfolgt worden wären, hätte er auch nichts kassieren können. Der König hatte kein Interesse daran, die Juden zu vertreiben. Aber es war ihm ganz recht, dass es Leute gegeben hat, die die Juden vertreiben wollten. Deswegen hat er nichts getan, damit die Verfolgung aufhört, deshalb hat er die Juden nicht zu gleichberechtigten Bürgern gemacht.

Das leuchtete mir ein. Es erklärte nur nicht den Holocaust. Warum hatte Hitler die Juden umbringen lassen, statt sie einfach auszubeuten wie frühere Herrscher? Was war los mit dem Mann? Was war das für ein

wahnsinnig gewordenen Monster? Doch das fragte ich nicht laut. Ich hatte Angst vor der Antwort. Ich hatte Angst, dass auch mein Großvater dafür keine Erklärung wusste..

In unserem Geschichtsbuch stand etwas über Anne Frank und über die Grausamkeiten in den KZs und Wörter wie menschenverachtend und Rassenwahn, aber nichts, was diesen einzigartigen Zivilisationsbruch erklären konnte. In dem Kapitel über Louis Pasteur stand, dass man eine Krankheit nur bekämpfen kann, wenn man ihre Ursache kennt. Aber das Kapitel über den Faschismus hatte wahrscheinlich jemand anderes geschrieben,

Meine Großeltern sind beide kurz hintereinander gestorben, als ich elf Jahre alt war.

Da war ich aber schon in den USA.

*

Meine Mutter hatte es schon zwei Mal geschafft, einen Auftrag von National Geographic zu bekommen, und dachte, es wäre nicht verkehrt, in der Nähe des Hauptquartiers zu sein und menschliche Kontakte zu pflegen. Mein Vater konnte als USA-Korrespondent für Le Monde diplomatique arbeiten. Also zogen wir nach Washington DC.

Meine Eltern mieteten ein Haus in Rosedale, in der Nähe von E-Street. So eines mit einem winzigen Vorgarten und Stufen zur Eingangstür. Sie fanden es toll, dass es dort einen Community Garden gab, wo sich die Nachbarschaft zum Gärtnern und Feiern treffen konnte, und praktisch an jeder Ecke einen freien Bücherschrank zum Büchertauschen. Ich glaube, sie waren insgesamt zwei Mal in dem Garten und haben die Hochbeete bewundert. Außerdem konnte man mit dem Fahrrad in einer halben Stunde in Downtown sein. Wir waren wahrscheinlich auf zwei Meilen nach Osten und Westen die einzige Familie, die kein Auto vor der Tür stehen hatte, aber Washington galt trotzdem als Fahrradstadt.

Meine Eltern fanden die Stadt cool, weil die Bevölkerung zu 90 Prozent demokratisch wählt und zu 45 Prozent Schwarz ist. Ich hatte das Gefühl, wir wären in einem Dorf gelandet. Am Samstag gingen wir zum Bauernmarkt in der H-Street einkaufen und die beiden tranken bei einem Stand Smoothies, die Kale-ing Me Softly hießen oder March On Washington. Dass mich ein Getränk mit Kohl drin killen würde, davon

war ich überzeugt. Der andere Drink hatte etwas mit Martin Luther King Jr. zu tun. Was mir mein Vater über den Kampf um Bürgerrechte erzählte, gefiel mir, aber ich wollte trotzdem lieber Coca Cola.

In der Schule kam ich gut zurecht. Football machte mir Spaß und ich konnte ziemlich grob dabei werden. Und die Regeln von Baseball kapierte ich auch, im Gegensatz zu meinem Vater, der nie verstand, warum man sich das im Fernsehen anschauen sollte. In Frankreich hatte ich Basketball gespielt, und das mochte ich immer noch. Tennis und Golf kamen erst später.

Einmal nahm mich meine Mutter in das französische Restaurant mit, wo Leute vom National Geographic gelegentlich zum Lunch hinkamen. Sie hatte das Gefühl, dass ich Heimweh nach Stadtluft und französischer Küche haben müsste. Ich hätte aber lieber einen Cheeseburger gehabt. Mit dem Burger war das so eine Sache. Meine Eltern kochten zu Hause vegetarisch, aus gesundheitlichen Gründen und auch um das Klima zu schützen. Einen Burger bekam ich nur ausnahmsweise, wenn wir auswärts essen gingen.

Nach diesem Essen besuchten wir die aktuelle Ausstellung im National Geographic Museum über das einzige Schiffswrack, das man bisher sicher als echtes Piratenschiff identifizieren konnte, die Whydah. Mit echten Silbermünzen aus dem Piratenschatz und echten Piratendarstellern, die auf dem nachgebauten Deck herumturnten. Die Whydah war ursprünglich für den Sklavenhandel gebaut worden, und gehörte einem englischen Unternehmer, der es später noch bis zum Gouverneur der Bank of England brachte. Er handelte nicht nur mit Sklaven, er unterschlug auch Geld, das der Bank gehörte. Das investierte er in Kohlengruben genau so wie das Geld, das er mit dem Sklavenhandel verdiente. Die industrielle Revolution in England wurde zum großen Teil durch Sklavenhandel finanziert, sagte Rose, eine Historikerin, mit der meine Mutter sich angefreundet hatte.

Nachdem das Schiff seine erste Ladung von 500 Menschen in der Karibik abgesetzt hatte, sollte es mit dem Erlös nach England zurück segeln, wurde aber von Black Sam Bellamy gekapert, samt dem Schatz natürlich. Black Sam tauschte seine alte Schaluppe gegen das nagelneue Schiff ein, ließ noch ein paar Kanonen mehr darauf montieren und segelte mit 150 Mann die Küste hinauf. Mindestens 30 seiner Leute waren

afrikanische Männer, die aus der Sklaverei geflohen waren. Ansonsten arbeitslose Seeleute, entflohenen Sträflinge, Native Americans, und ein Teil der ursprünglichen Mannschaft, die lieber für einen Piraten als für einen Sklavenhändler arbeiten wollten. Black Sam kaperte auf dem Weg nach Maine noch ein paar Schiffe, bis er bei Cape Cod in einen Sturm kam, der das Schiff und die Mannschaft versenkte.

Rose, mit der wir die Ausstellung besuchten, war bei National Geographic beschäftigt und meine Mutter hatte sie in dem besagten französischen Restaurant kennengelernt. So, wie sie ihre Stellung schilderte, war sie die zweite Assistentin des dritten stellvertretenden Hilfsredakteurs der Abteilung für Geschichte. Ihre Hauptaufgabe war, Rechtschreibfehler zu korrigieren und aufzupassen, dass Palästina nur im historischen Zusammenhang Palästina genannt wurde, im aktuellen Zusammenhang aber Palästinensische Territorien. Das war für mich rätselhaft, deshalb habe ich es mir gemerkt. Und sie war als Schwarze Historikerin nicht glücklich mit der Ausstellung, und auch nicht glücklich mit meiner Begeisterung für die Show der Piratendarsteller.

„Das sollte keine Ausstellung über ein Piratenschiff sein, das halt das vorher Sklaven transportiert hat. Es sollte eine Ausstellung über ein Sklavenhändlerschiff sein. Das Schicksal der Versklavten sollte im Mittelpunkt stehen, nicht die Verwegenheit der tollkühnen Seeräuber. Das sollte eingereiht werden in die Geschichte des Schwarzen Widerstands. Wir reden zwar viel über die Grausamkeiten der Sklaverei und über die Leiden der versklavten Menschen, aber wir reden viel zu wenig von ihrem Widerstand. Merk dir das, Junge: die Sklaverei ist eine Geschichte des ständigen Widerstands. Ob die Köchin in die Suppe spuckte, die sie für die Herrschaft kochte, oder ob sie Banditen verriet, wo der Massah sein Geld versteckt hatte – Widerstand. Ob die Versklavten bei der Überfahrt meuterten oder ob sie sich umbrachten, indem sie ins Wasser sprangen oder sich weigerten zu essen – Widerstand. Von der Karibik über Maryland und Virginia bis Brasilien haben Menschen, die sich aus der Sklaverei befreit haben, Gemeinschaften gegründet. Kleine Siedlungen im Gebirge, in den Wäldern, auf abgelegenen Inseln. Da, wo ich geboren bin, in Jamaica, haben wir Accompong, Moore Town, Charles Town and Scott's Hall, autonome Ortschaften, die von Sklaven gegründet worden sind, die sich befreit haben, Maroons nennen sie sich.

Sie haben 1739 die Engländer zu einem Friedensvertrag gezwungen und zahlen bis heute keine Steuern und besitzen ihr Land gemeinschaftlich. Aber wer kennt die schon. Und wer hat schon jemals davon gehört, dass in Brasilien fast 100 Jahre lang eine unabhängige afrikanische Republik existiert hat? Von 1600 bis 1695! Angola Janga hat sie geheißen, Klein-Angola. 30.000 freie Afrikanerinnen und Afrikaner haben da gelebt und sich gegen die Holländer und Portugiesen zur Wehr gesetzt. Heute heißt der Ort Palmares.“

Rose zählte noch mehr solche Gemeinschaften auf, die Palenqueros in Kolumbien, die Garifuna in Zentralamerika, die Quilombolas in Brasilien und noch einige. Ich habe es mir gemerkt, weil es mit dem Tod meiner Eltern zu tun hat. Vielleicht erinnere ich mich auch nicht direkt an das, was Rose erzählt hat, sondern eigentlich an die Notizen, die meine Mutter gemacht hat, und die ich später gelesen habe. Am meisten beeindruckt hat mich die Erzählung von Grandy Nanny, einer Nationalheldin der Maroons von Jamaica. Sie hat mit ihren Ritualen die Maroon-Kämpfer unverwundbar gemacht und konnte mit ihren Hinterbacken Gewehrkugeln auffangen und auf die Feinde zurückfetzen. Okay, ich war damals zwölf Jahre alt.

Meine Mutter war angefixt. Sie wollte unbedingt etwas über Quilombolas im Amazonasgebiet von Brasilien machen. Meinen Vater musste sie nicht lange überzeugen. Von den Leuten in Europa und Amerika, die sich für den Schutz des Amazonas interessierten, hatten die meisten nur von den indigenen Völkern gehört, die den Regenwald gegen Holzfäller und Goldgräber und Kraftwerksprojekte verteidigten. Dass auch Nachkommen der Schwarzen Versklavten unter den Verteidigern des Amazonas waren, wusste fast niemand. Bei uns zu Hause am Esstisch war von kaum etwas anderem mehr die Rede. Wo könnte sie den Auftrag für so eine Reportage herbekommen, wer könnte das finanzieren? Rose war auf der Stufenleiter ihrer Abteilung viel zu weit unten, um ein Thema lancieren zu können, aber sie brachte meine Mutter mit einem jungen Juristen von einer Menschenrechtsorganisation zusammen, die mit Quilombolas zu tun hatte. Jeremy war bald regelmäßiger Gast bei uns zu Hause. Eine große Fotoreportage wäre eine willkommene Unterstützung für die Sache der Quilombolas, meinte er.

Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die portugiesischen Siedler afrikanischen Sklaven auf ihre Zuckerplantagen in den Küstengebiete von Maranhão und Pará gebracht. Die, die flüchten konnten, zogen den Amazonas und seine Nebenflüsse hinauf, bis hinter die Stromschnellen, wo sie relativ sicher waren. Sie verschanzten sich in ihren Dörfern, die sie Quilombos nannten, und lebten hauptsächlich vom Jagen und Fischen. Das Wort Quilombo kommt aus einer der Sprachen, die in Angola gesprochen werden.

Jeremys NGO unterstützte die Quilombolas dabei, ihre Landrechte durchzusetzen. Da sie ihr Land gemeinschaftlich nutzten, mussten sie erst Organisationen gründen, die dann als juristische Personen das Land beanspruchen konnten. Ich verstand immer nur ein Zehntel, aber ich hörte interessiert zu. Für einen Zwölfjährigen war Jeremy einfach ein Held. Er brachte Fotos und Videos mit, die er selber gemacht hatte, und erzählte von einer Frau namens Socorro, die eine der führenden Persönlichkeiten im Kampf gegen die Vergiftung des Landes durch eine riesige Bauxitmine war. Eine magere Frau mit einem zerfurchten Gesicht und wilden Haaren. Auf den meisten Fotos trug sie einen Herrenhut und Hemden, die bis zum dritten Knopf offen waren. Sie redete leidenschaftlich von den Kindern, in deren Haaren man das Hundertfache der normalen Menge an Schwermetallen fand, von Menschen, die an Krebs starben, von Menschen mit chronischem Durchfall, von Neugeborenen mit veränderten Genitalien, von ihrem Enkelkind, das starb, nachdem es mit den Gedärmen außerhalb des Körpers geboren wurde. Sie sprach von Fischgewässern, die durch Arsen und Blei vergiftet waren, von Obstgärten, die nicht mehr genutzt werden konnten. Und sie erzählte von den Morddrohungen, die sie immer wieder bekam. Landrechte für die Quilombolas würden die Expansion des Bergbaus natürlich erschweren. Und Berichte über vergiftete Kinder machten international kein gutes Bild.

„Sie lauern mir auf“, ruft sie wütend in einem Video von einer Demonstration, „ich bin eine Quilombola, sie kennen mich. Ich habe keine Angst. Der Kampf gegen die Sklaverei liegt mir im Blut. Ich werde den Mund nicht halten. Wir wollen sauberes Wasser!“

Jeremy zeigte uns Luftaufnahmen von den Becken, in denen der Rotschlamm gelagert wird, der Abfall, der zurückbleibt, wenn das

Aluminium mit Natronlauge aus dem Erz gelöst wird. Früher hatte das Werk seine giftigen Rückstände direkt in die Flüsse geleitet. Aber die Rückhaltebecken waren auch nicht dicht und tropische Regenfälle führten immer wieder dazu, dass Schlamm austrat.

Man konnte sehen, welche riesigen Flächen durch den Tagebau aufgerissen waren. Und auf anderen Aufnahmen konnte man die noch größeren Flächen sehen, die von Stauseen überschwemmt worden waren, um Kraftwerke für die Stromversorgung der Aluminiumwerke an der Küste zu errichten. Ein paar Jahre vorher hatte der Konzern seine Aluminiumwerke in Deutschland geschlossen, weil der Strom dort zu teuer war.

Unter der Militärdiktatur war das Land rund um die Mine zum Naturschutzgebiet erklärt worden. Jetzt durften die Quilombolas dort nicht mehr jagen und ihre Kräuter und Früchte sammeln. Das Gesetz war nicht dazu da, den Wald zu schützen, sondern um den Quilombolas das Leben schwer zu machen, damit sie leichter vertrieben werden konnten.

Das Bergwerk fraß sich langsame durch die Landschaft. Das Bauxit liegt ungefähr acht Meter unter der Oberfläche und die Schicht ist zwei Meter stark. Wenn sie abgegraben ist, wird neues Land abgeholzt. Die abgebauten Flächen werden wieder aufgeforstet, aber das ist ein Witz, sagte Jeremy. Das, was dort wächst, ist kein Regenwald und wird nie wieder einer sein.

Mein Vater schrieb einige Artikel für Le Monde Diplomatique und andere Zeitungen, über die juristischen Tücken, mit denen die Quilombolas zu kämpfen hatten, aber einen Auftrag für eine Reportage konnten meine Eltern nicht bekommen. Schließlich beschlossen sie, auf eigene Faust zu fahren, und dann zu schauen, wem sie die fertige Geschichte verkaufen konnten. Jeremy stellte ihnen den Kontakt zu FUNAI her, der Indigenen-Behörde. Von den Regierungsbehörden würden sie keine Schwierigkeiten zu erwarten haben, sagte er. Damals hatte Brasilien einen linken Präsidenten. Aber die lokalen Behörden wären gekauft, und von der Polizei wäre nicht viel Schutz zu erwarten. Als Jeremy das nächste Mal hinunter flog, kamen meine Eltern mit.

Mich hatten sie inzwischen bei der Familie von Tommy untergebracht, einem Jungen, mit dem ich mich in der Schule angefreundet hatte.

Die hatten ein größeres Haus und keine Einschränkungen, was Burger betraf. Tommy hatte noch eine ältere und eine jüngere Schwester, die beide sehr nett waren. Tommy teilte sein Zimmer mit mir, ein eigenes Zimmer hatten sie doch nicht für mich, aber wir verstanden uns gut und eine Weile würde es schon gehen, bis meine Eltern zurückkamen.

Porto Trombetas, die Stadt, die eigens für die Mine gebaut worden ist, ist nur per Schiff oder per Flugzeug zu erreichen. Meine Eltern schickten mir noch eine Email und Fotos aus Belém, und charterten mit Jeremy eine zweimotorige Cessna, um nach Porto Trombetas zu fliegen.

Ob es ein Unfall war oder ein Mordanschlag, ist nie geklärt worden. Die örtliche Polizei brach die Suche nach dem Flugzeug nach zwei Tagen ab. Spurlos verschwunden, hieß es. Kommt öfter vor, sagten sie. Jeremys Vater ließ die Botschaft intervenieren, die Suche wurde wieder aufgenommen. Als sie das Flugzeug fanden, war es schon geplündert worden. Vor allem die Metallteile. Man konnte nicht mehr feststellen ob Sabotage den Absturz verursacht hatte oder etwas anderes. Außer dem Piloten, meinen Eltern und Jeremy war noch eine Person an Bord gewesen. Sie konnte als eine Cousine von Socorro identifiziert werden.

Beim Begräbnis lernte ich Jeremys Vater kennen. Er hatte auch meine toten Eltern heimholen lassen. Auf seine Kosten. Und den Familien des Piloten und der Cousine von Socorro hatte er ziemlich hohe Summen zur Unterstützung geschickt. Er kam extra zum Begräbnis meiner Eltern nach Washington. Ich schaute ihn mir genau an. Ein jugendlicher Mittsechziger mit langen Haaren und grauem Bart. Ein lockerer Typ, aber unendlich traurig. Jeremy war sein einziges Kind gewesen. Ich sollte ihn Tim nennen, sagte er. Er erkundigte sich nach meinen Umständen, wo ich lebte, wo ich zur Schule ging, wer für mich sorgen konnte. Er wollte mich kennenlernen. Die Familie meines Freundes lud ihn zu sich nach Hause ein, und in der Woche, die er in Washington blieb, kam er jeden zweiten Nachmittag. Die Lebensversicherung, die meine Eltern für mich abgeschlossen hatten, würde nicht weit reichen, meinte er, und bot an, für meinen Unterhalt zu sorgen. Das Geld von der Lebensversicherung sollte ich anlegen und fürs College sparen. Die Jugendbehörde schrieb meinen Verwandten in Europa, aber mein Großvater – der mit der Kommune – wollte nichts von mir wissen und meine Großmutter lebte schon seit zwei Jahren in einem Pflegeheim.

Tommys Mutter sagte, ich könnte so lange bei ihnen bleiben, wie ich wollte.

„Wir können auch das Zimmer unterm Dach ausräumen und für dich einrichten“, sagte sie.

Die Jugendbehörde war einverstanden, dass ich so lange bei ihnen bleiben konnte, bis die Frage des Sorgerechts geklärt war.

In den Schulferien lud mich Tim für eine Woche auf seine Farm ein. Eine seiner Farmen. Es war ein altes Haus aus der Kolonialzeit in Virginia, nicht weit von den Blue Ridge Mountains. Tim war geschieden. Außer ihm lebten da eine Köchin und ein Gärtner. Tommys Eltern brachten mich hin. Dass die Farm nur eine Autostunde von Washington entfernt war, beruhigte sie. Tim führte uns über das Gelände und zeigte uns seinen japanischen Garten. Der Eingang war ein rotes Tor mit einem doppelten Querbalken oben. Ich dachte, es sah ein bisschen aus wie ein chinesisches Schriftzeichen. Es war ein Torii, erklärte er uns. Ein Torii bezeichnet den Übergang von der gewöhnlichen Welt in den Bereich des Heiligen. Der Garten hatte einen kleinen Wasserlauf, ein paar kunstvoll natürlich angeordnete Felsbrocken und einen Teich mit Seerosen. Am Ufer saß ein steinerner Buddha und vor dem Buddha lagen ein paar alte, zerfledderte Laufschuhe.

Das Haus war gemütlich, ländlich eingerichtet, mit einem offenen Kamin im Wohnzimmer. In der Ecke lehnte eine Gitarre, und an den Abenden spielte Tim Lieder von Bob Dylan, John Denver oder Joan Baez.

Ich kannte das meiste von den Schallplatten in der Sammlung meiner Großeltern. Meine Musik waren eher die Red Hot Chili Peppers oder Rihanna, aber auch ein Zwölfjähriger kann nostalgisch werden. Tim konnte auch den Anfang von Alices Restaurant von Arlo Guthrie spielen und erzählte mir die Geschichte dieses achtzehneinhalb Minuten langen Lieds. Wie Arlo für eine Freundin eine Wagenladung Abfall abtransportierte und in den Wald schmiss, weil die Deponie wegen Thanksgiving geschlossen war. Wie er dafür verhaftet wurde, 50 Dollar Strafe zahlen und den Müll wieder entfernen musste. Und wie er zwei Jahre später zur Musterung für den Krieg in Vietnam bestellt wurde. Dass er bei der Untersuchung durch den Psychiater den mordlustigen blutgierigen Triebtäter spielte, half ihm nicht, für untauglich erklärt

zu werden. Im Gegenteil. Aber dass er wegen illegaler Müllablagerung eine Vorstrafe hatte, machte ihn moralisch unwürdig, Vietnamesen umzubringen.

Tim war zweimal bei Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg festgenommen worden. Er hasste den Krieg, sagte er, aber er bewunderte Kampfgeist. In seiner Jugend war er Langstreckenläufer gewesen und lief jetzt noch jeden Tag zehn Kilometer. Mit mir übte er Bogenschießen und Fechten mit Holzstöcken.

„Nicht du schießt den Pfeil ab. Es schießt“, erklärte er mir.

„Der Sieg kommt, wenn du dich selbst vergisst. In jedem Wettstreit besteht die Vollendung darin, sich selbst und den Gegner zu vergessen. Vollendung im Schwertkampf ist erreicht, wenn das Herz nicht mehr belastet ist durch das Denken von ICH und DU, durch das Denken an den Gegner und sein Schwert, an das eigene Schwert und wie es zu führen ist. Alles ist Leere: dein eigenes Selbst, das blitzende Schwert und der Arm, der es führt. Sogar der Gedanke der Leere existiert nicht mehr.“

Ich versuchte mein Ich, den Bogen und die Zielscheibe zu vergessen. Der Bogen hob sich wie von selbst, die Sehne spannte sich, der Pfeil löste sich und wummerte ins Garagentor.

Manchmal sprachen wir über Jeremy. Ich sagte, wie sehr ich ihn bewunderte für seinen Einsatz.

„Ja“, sagte Tim, „er war ein bewundernswerter junger Mann. Als Kind war er schwierig. Und ich hatte zu wenig Zeit für ihn. Ich hatte immer zu wenig Zeit für ihn! Als wir den Wings Kids herausbrachten, schwor er, er würde nie im Leben einen Wings anziehen. Er war sauer auf mich, weil ich nie da war. Und er ist immer ein kleiner Rebell geblieben.“

Ich war verwirrt. Ich hatte mich bisher nie gefragt, was Jeremy's Vater eigentlich machte. Du meine Güte, er machte Wings! Ich hatte gewusst, dass Jeremys Vater irgendeine Firma hatte, aber dass er der Boss der coolsten Schuhmarke der Welt war, hatte mir niemand gesagt. Er auch nicht, er hatte wohl gedacht, dass das sowieso jeder wusste.

*

Wir hatten ein paar echte Wings-Fanatiker in der Klasse. Sie diskutierten über Wings-Werbespots wie andere über Filme oder Serien. Auf YouTube gab es sie alle. Tommy zeigte mir den besten Werbespot aller Zeiten. Seiner Meinung nach.

Michael Jay, der beste Basketballspieler aller Zeiten, wandert nachdenklich in einem langen Mantel durch die Gänge eines Stadions, tauscht da und dort einen Handschlag mit einem Putzmann oder einem Security, und lässt uns an seinen Gedanken teilhaben:

„Ich habe in meiner Karriere mehr als neuntausend Würfe verfehlt. Ich habe dreihundert Spiele verloren. Sechszwanzig Mal wurde mir der spielentscheidende Wurf anvertraut – und ich habe daneben geworfen. Ich habe immer und immer wieder versagt – und das ist es, warum ich gewinne.“

Und dann nur das Logo von Airjays und Wings.

„Das ist der Unterschied“, begeisterte sich Tommy. „Andere prahlen, wie gut sie sind. Wings haben das nicht nötig.“

Zur Bestätigung zeigte er mir den Spot, der auf seiner Rangliste auf dem zweiten Platz lag.

Ein schwächlicher schwarzer Junge mit riesigen Augengläsern und überlangem T-Shirt, einer Baseballkappe mit BROOKLYN in Großbuchstaben auf dem Schirm und einer protzigen Halskette mit seinem Namen als Anhänger stand mit dem mächtig aufragenden Michael Jay in einem Basketballcourt.

„Yo, Spike Mars hier. Ich bin der größte Fan von Michael Jay. Michael, was macht dich zum größten Basketballspieler aller Zeiten? Sind es deine ausgefuchsten Tricks?“

Michael, ganz ruhig: „Nein, Spike.“

„Ist es dein Haarschnitt?“

„Nein, Spike.“

„Sind es die Schuhe?“

„Nein, Spike.“

„Sind es die extra langen Shorts?“

„Nein, Spike.“

„Es sind doch die Schuhe, Mike?“

„Nö!“

„Sind es die kurzen Socken?“

„Nein, Spike.“

„Bist du ganz sicher, dass es nicht die Schuhe sind?“

„Ganz sicher.“

„Mann, es müssen die Schuhe sein. Schuhe, Schuhe, Schuhe!“

„Nein, Spike.“

Und das Insert: Mr. Jays Ansichten sind nicht notwendigerweise die von Wings.

Den Jungen spielte ein Avantgardefilmer, der Begründer des Neuen Schwarzen Films.

Bevor wir nach Amerika kamen, hatte ich noch nie Wings besessen. Meine Eltern wollten mir nie irgendwelche Modemarken kaufen.

„Da zahlst du nur für den Namen! Die da sind genauso gut und kosten die Hälfte!“

Ich sah das schon ein. Ich war ja ein verständiger kleiner Junge und dann erst recht ein verständiger großer Junge. Und die da waren sicher genauso gut. Sie hatten nur nicht das Flügel-Logo an der Seite. Die da waren nur Schuhe, aber Wings waren Jugend, Wings waren Rebellion, Wings waren unkonventionell, aufmüpfig, bunt, grenzüberschreitend.

Einmal in den Ferien in Arcachon kam am Strand einer dieser wandernden Händler vorbei, beladen mit Uhren, Schmuck, Sonnenhüten, T-Shirts und Schuhen und pries seine Waren an. Die Schuhe hatten den Flügel! Und sie kosteten weniger als die da.

Ich ließ den Händler ein paar Sonnenschirme weiterziehen, dann fragte ich, ob ich ein Eis haben könnte. Meine Mutter gab mir einen Euro und ich lief am Eisstand vorbei ins Hotel, holte mir den Zimmerschlüssel, lief in unser Zimmer, nahm mein Portemonnaie mit meinen Ersparnissen und lief zurück zum Strand.

„Sind das wirklich echte Wings?“

„Ich verrate dir etwas“, sagte er: „Es ist Schmuggelware, deshalb sind sie so billig. Kein Zoll, keine Steuern, verstehst du?“

Ich verstand, bezahlte, lief ins Hotel zurück und versteckte die Schuhe unten in meinem Koffer. Ich hatte es geschafft, ich hatte Wings. Ich hatte sie mir erobert, getreu dem Slogan: DU KANNST ES!

Nach den Ferien zog ich sie in die Schule an. Es war das erste Mal, dass ich wegen meiner Schuhe ausgelacht wurde.

Die ersten echten Wings schenkte mir Tommys Mutter zum Geburtstag.

„Ja“, sagte Tim, „er war eifersüchtig auf Wings. Ich hatte Wings aufgebaut, Wings war mein zweites Kind. Vielleicht mein erstes.“ Dabei schüttelte er traurig den Kopf. „Jeremy musste mir immer widersprechen. Ich versuchte ihm zu zeigen, wie man einen Baseballschläger

handhabt. Aber er wollte seinen hinteren Fuß nicht stillhalten. Er hat immer mit mir diskutiert. ‚Warum denn, was ist der Sinn davon?‘ – ‚So trifft man den Ball besser, was ist daran so schwer zu verstehen?‘ Er hat keine Regeln akzeptiert. Auch nicht beim Fußball. Er hat lieber Schienbeine getreten als den Ball. Mit der Zeit wollte er von Sport nichts mehr wissen. Und ich, ich lebe für den Sport. Für Laufen, Football, Leichtathletik. Später hat er das College aufgegeben. Wollte Maler werden oder Schriftsteller. Aber er war nie bei irgendwas ganz bei der Sache. Hat sich verzettelt. Er hat nicht diesen Zug gehabt wie ich. Diesen Willen, eine Sache durchzuziehen. Und dann, auf einmal, hat er eine volle Kehrtwendung gemacht. Hat die Prüfungen nachgeholt, Jus studiert, die Anwaltsprüfung gemacht. Ich dachte, er könnte unser Firmenanwalt werden. Als ich ihm das vorschlug, hat er freundlich nein gesagt. Aber ich habe auch verstanden, dass er lieber für diese Organisationen gearbeitet hat, die sich für Gerechtigkeit einsetzen. Ich war froh, dass er sich endlich gefunden hatte. Ich war stolz auf ihn. Im Grunde war er doch so wie ich. Er hat seine Sache durchgezogen.“ So hat er über Jeremy geredet. Oder so ähnlich, soweit ich es mir gemerkt habe.

Nach einer Woche holten mich Tommys Eltern wieder ab. Tim sagte, ich sollte ihn öfter besuchen. Ich würde ihn an Jeremy erinnern.

Ich lebte mich gut ein in Tommys Familie. Wenn ich melancholisch oder traurig war, respektierten sie es. Sie behandelten mich nie wie das arme, verlassene Waisenkind. Die Eltern boten mir auch nicht an, sie Mom und Dad zu nennen. Ich nannte Tommys Mutter Marcia und Tommys Vater Paul, die Schwestern waren Grace und Emily.

Zwei drei Monate, nachdem die Schule wieder begonnen hatte, begannen die Schwierigkeiten. Paul war Elektriker. Er arbeitete für eine kleine Baufirma in Arlington. Marcia arbeitete in einem Hairstyling Salon nahe dem Stadtzentrum, wo sie zusammen mit zwei anderen Angestellten den Frauen diese unglaublichen afrikanischen Zöpfchenfrisuren machte.

Habe ich erwähnt, dass Tommys Familie Schwarz war? Tommys Familie war Schwarz.

In DC mit seiner großen Schwarzen Mittelstandsbevölkerung war der Markt für African Braids natürlich nicht schlecht. Andererseits konnte so eine Frisur schon ihre zwei, drei, vier Stunden brauchen oder noch

länger, und damit die Frauen sich das leisten konnten, waren die Preise recht knapp kalkuliert. Und dementsprechend die Gehälter.

Ich fuhr manchmal auf meinem Fahrrad dorthin, setzte mich in eine Ecke und hörte den Frauen zu, wie sie klatschten und lachten und Witze rissen und dabei Kaffee tranken. Die Witze konnten manchmal recht deftig sein, und dann kreischte eine der Frauen:

„Haltet dem Jungen die Ohren zu, der ist noch zu klein für so was!“

Aber Marcia lachte nur.

Grace nannte mich manchmal das weiße Schaf der Familie. Sie war sehr rassenbewusst, wie viele Jugendliche, und sie hasste es, wenn Marcia einer weißen Frau Snake Braids oder einen Chunky Mohawk machte. Sie nannte das kulturelle Aneignung. Sie hatte mich aber wirklich gern und wollte mir sogar einmal Braids machen, als besondere Ehre. Aber ich wollte mir nichts aneignen.

Das, was Marcia verdiente, ging hauptsächlich für die Kreditzahlungen drauf. Das Haus hatten Paul und Marcia gekauft, als die kleine Emily geboren wurde. Weil sie damals nur einen Verdienner hatten und ihr Auto noch nicht abbezahlt war, wurde ihre Kreditwürdigkeit als so mittel eingeschätzt. Nicht ganz schlecht, aber auch nicht gut. Deswegen mussten sie etwas höhere Zinsen zahlen, weil das Risiko größer war, dass sie vielleicht nicht zurückzahlen würden. Aber für die ersten Jahre sollten die Zinsen niedrig bleiben, das war garantiert, und sie sollten erst später je nach Marktlage erhöht werden können. Sie überlegten: Wenn Emily größer war, würde Marcia wieder arbeiten gehen und dann würden sie sich auch die höheren Raten leisten können. Soweit funktionierte das auch. Emily kam in die Schule und Marcia bekam den Job im Haarsalon.

Nur ging bald, nachdem ich zu ihnen gekommen war, die Baufirma ein, für die Paul arbeitete. Es schien, dass eine Flaute auf dem Immobilienmarkt herrschte. Viele Leute hatten Häuser auf Kredit gebaut und konnten jetzt die Kredite nicht zurückzahlen. Also wurden sie zwangsvollstreckt und ihre Häuser verkauft. Es standen eine Menge unverkaufte Häuser herum, die Immobilienpreise verfielen und niemand baute neue Häuser. Die Angestellten von Pauls Firma hatten eingewilligt, auf ein Viertel ihres Gehalts zu verzichten, damit das Unternehmen sich über Wasser halten konnte. Aber es ging kurze Zeit später doch in

Konkurs und Paul war arbeitslos. Er inserierte auf Craigslist und konnte hin und wieder Reparaturarbeiten in kleinen Läden machen. Aber hauptsächlich musste die Familie jetzt von Marcias Einkommen leben. Und das hätte eigentlich die Kreditzahlungen finanzieren sollen. Mit der Zeit geriet Marcia mit den Zahlungen in Rückstand.

Ich sagte: „Aber mit dem Geld, das Tim für mich schickt, sollte es sich doch ausgehen.“

Es stellte sich heraus, dass Marcia das Geld gar nicht angerührt hatte. Sie hatte es für mich auf ein Sparkonto eingezahlt. Ich protestierte und sagte, glaube ich, ein paar sehr edelmütige und neunmalklugen Sachen. Na gut, sie war bereit, das Geld ab jetzt für die Haushaltskasse zu nehmen, aber für den Kredit ging es sich trotzdem nicht aus.

Marcia und Paul hatten das Haus, wo wir lebten um 300.000 Dollar gekauft. Eine Menge Leute kauften damals Häuser oder Grundstücke, und die Immobilienpreise stiegen. Und weil die Immobilienpreise stiegen, gaben die Banken gern Kredite. Wenn die Kunden das Geld nicht zurückzahlen konnten, würde die Bank sich eben das Haus nehmen, das inzwischen noch mehr wert sein würde. Und weil die Banken gern Kredite gaben, kauften die Leute Häuser. Die würden ja im Wert steigen und dann wären sie fein heraus.

Jetzt war die Immobilienblase am Platzen. Je mehr Leute ihre Kredite nicht zurückzahlen konnten und zwangsvollstreckt wurden, um so mehr Häuser kamen auf den Markt und die Preise fielen, und weil die Preise fielen, wollte niemand mehr in Immobilien investieren, und die Preise fielen weiter. Auch eine von diesen Verwicklungen.

Schließlich kam auch für Marcia die Klage auf Zwangsvollstreckung. Klägerin war die Deutsche Bank. Marcia und Paul verstanden das nicht. Sie hatten noch nie etwas mit der Deutschen Bank zu tun gehabt. Die Bank, von der sie den Kredit bekommen hatten, hieß Mortgage Lenders Network. Aber Mortgage Lenders Network gab es nicht mehr. Die hatten ihre Ansprüche an Marcia und Paul an eine Bank namens Merrill Lynch weiter verkauft. Merrill Lynch hatte Massen dieser Schuldverschreibungen gekauft, ausgerechnet, wie viel die an Zinsen abwerfen würden, wie hoch jeweils das Risiko war, dass die Schuldner nicht bezahlen würden, hatte daraus verschiedene Pakete gemacht und sie als Anleihen an Investoren verkauft. Pauls und Marcias Kredit steckte

in einem dieser Pakete zusammen mit sechstausend anderen. Und gehörte jetzt der Deutschen Bank.

Wir mussten aus dem Haus und quetschten uns erst einmal bei einer Tante von Paul in ihr winziges Häuschen. Vor Marcias und Pauls Haus stand jetzt ein Schild Bank owned, und es wurde um 239.000 Dollar angeboten. Das war weniger, als es ursprünglich gekostet hatte. Und verkauft wurde es schließlich um 170.000. Und das war weniger, als Marcia noch schuldig gewesen war.

„Kein Wunder, dass die Deutsche Bank wackelt“, sagte Paul. „An uns haben sie 40.000 Dollar verloren.“

Ich schrieb mit damals diese Zahlen in ein Heft, weil sie mir wichtig erschienen.

Die Deutsche Bank wackelte nur. Andere stürzten ein. Eine Investmentbank namens Bear Stearns hatte Bündel von Hypothekenkrediten wie den von Paul und Marcia im Wert von 18 Milliarden Dollar gekauft. Die warfen schließlich höhere Zinsen ab als die von Leuten mit hoher Kreditwürdigkeit. Und an diesem Haufen von Schulden, die Zinsen abwarfen, konnte man sich Anteile kaufen durch einen Hedgefonds. Der hieß Bear Stearns High Grade Structured Credit Fund. Wow! Und es gab noch einen zweiten, der hieß Bear Stearns High-Grade Structured Credit Enhanced Leveraged Fund. Zweimal wow, oder? Diese Fonds warfen am Anfang bis zu 17 Prozent Zinsen ab. Zinsen von Leuten mit schlechter Kreditwürdigkeit. Versicherungen kauften solche Anleihen, Pensionsfonds, und natürlich gewöhnliche Spekulanten. Als die Hauspreise zu fallen begannen und immer mehr Leute die gestiegenen Zinsen nicht zahlen konnten, warfen diese Fonds immer weniger ab und viele Investoren verkauften ihre Anteile. Dadurch sank der Preis, darum verkauften noch mehr ihre Anteile und dadurch fiel der Preis noch weiter, bis die Fonds überhaupt nichts mehr wert waren.

Das Dumme war, dass Bear Stearns diese ganzen Schuldverschreibungen mit Schulden gekauft hatte, nicht mit eigenem Geld. Von den 18 Milliarden hatten sie sich 16 ausgeborgt. Die konnten sie jetzt nicht zurückzahlen. Die, die ihnen das Geld geborgt hatten, kamen jetzt selber in Schwierigkeiten. Die, die auf wertlosen Fondsanteilen sitzen geblieben waren, kamen auch in Schwierigkeiten. Die Washington Mutual

Bank ging ein, Lehman Brothers ging ein. Banken wollten keine Kredite mehr geben, Industrien konnten nicht mehr investieren, Häuser baute sowieso niemand mehr, 9 Millionen Menschen verloren ihre Jobs – zusätzlich zu denen, die schon vorher keine Jobs gehabt hatten.

Wer war schuld? In den Zeitungen stand alles mögliche: Die Fondsmanager waren schuld. Sie hätten den Investoren nicht einreden dürfen, dass ihre Papiere sicher waren. Die Spekulanten waren schuld. Sie hätten wissen müssen, dass sie ein Risiko eingingen. Die Hypothekenbanken waren schuld. Sie hätten Leuten, die kein Geld hatten, keine Kredite geben dürfen. Die Leute, die kein Geld hatten, waren schuld. Sie hätten sich nicht einbilden dürfen, dass auch sie ein Recht auf ein eigenes Heim hatten.

Aber warum eigentlich? Warum sollten sie keine Häuser haben? Was war das für eine seltsame Verwicklung? Die Ziegel waren da, der Zement war da, die Bagger waren da, die Betonmischer waren da, die Bauarbeiter waren da. Alles war da, um Häuser zu bauen. Nur Geld war keines da. Jedenfalls nicht bei denen, die es gebraucht hätten.

„Es ist doch immer dasselbe“, sagte Paul, dessen Vater ihm noch von der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre erzählt hatte.

„Leute wie ich, die die Häuser bauen, können sich kein Haus leisten. Irgendwann kracht immer alles zusammen, weil die Leute, die all die schönen Sachen machen, diese schönen Sachen selber nicht kaufen können.“

Carla, die zarte Blonde aus unserer Gruppe, hat mir später erklärt, dass das die Essenz von Marx' Krisentheorie war. Ich glaube nicht, dass Paul das gewusst hat.

Auch Marcia verlor ihren Job. Die Kundschaft im Haarsalon hatte auch abgenommen. Die Leute hatten Angst um ihre Jobs, sparten lieber, die Frauen wollten einfachere Frisuren, die nicht so teuer waren, und der Laden blieb manchmal leer. Die Koreanerin, der der Laden gehört, überlegte schon, das Hairstyling ganz aufzugeben und nur mehr Perücken zu verkaufen. Wenn Frauen sich für einen Job vorstellen gingen, ließen sie sich die Haare glätten oder setzten eine Perücke auf. Marcia, die so geschickt war im Zöpfchenflechten, hätte sich sowieso nie eine Frisur um 200 Dollar leisten können. Jetzt schon gar nicht.

Die Treibhausgasemissionen sanken um 10 Prozent, und die Regierung gönnte sich ein Schulterklopfen. Klimapolitik ist auf dem richtigen Weg!

Für mich bedeutete das alles vor allem, dass Marcia jetzt keine Chance hatte, das Sorgerecht für mich zu bekommen. Mit der Arbeitslosenunterstützung für sie beide konnte sie zwar bei einer alten Dame den oberen Stock eines kleinen Häuschens mieten. Sie konnte also eine eigene Wohnung vorweisen, aber die war zu klein, und ohne festes Einkommen war da sowieso nichts zu machen. Sie ging jetzt putzen und gelegentlich konnte sie einer alten Kundin die Frisur bei ihr zu Hause machen, aber das reichte nicht für die Behörden. Sie war schrecklich unglücklich darüber.

Ich war sehr verwirrt, ich hatte Angst, dass ich in irgendein Heim kommen würde oder so was. Darum war ich froh, als Tim anbot, mich zu adoptieren. Er erhöhte das Geld für meinen Unterhalt, so dass wir eine etwas größere Wohnung mieten konnten, und beauftragte einen seiner Anwälte, die Sache mit der Jugendbehörde zu regeln. Ich sollte weiter bei Marcia und Paul wohnen, aber ich sollte ihn, so oft er und ich Zeit hatten, besuchen. Als die Sache mit der Jugendbehörde geregelt war, schickte er eine Email an Paul und bot ihm eine Stelle als Hauselektriker in seinem Headquarter in Seattle an.

Alle hatten ein mulmiges Gefühl. Es war ein richtiger Job und kein Almosen. Aber trotzdem. Solange Tim aus der Ferne für mich sorgte, waren sie einfach meine Pflegefamilie, aber wenn Paul den Job annahm, würde der Sohn vom Chef bei ihnen wohnen. Sie fragten mich, was ich davon hielt. Ich sagte, ich hätte keine Ahnung.

Paul und Marcia hatten eigentlich keine große Lust, in den Westen zu ziehen. Ihre Verwandten waren alle im Osten. Und wir Kinder waren auch nicht darauf erpicht, die Schule zu wechseln. Aber ein Job war ein Job, und Jobs waren rar. Paul würde mehr verdienen, als Marcia und er vorher zusammen nach Hause gebracht hatten. Also entschieden wir uns, zu übersiedeln. Die Möbel, die wir noch hatten, wurden eingelagert, Kleidung wurde eingepackt und schließlich saßen wir im Flugzeug. Als der Flugbegleiter uns die erste Cola servierte, sagte Grace unvermittelt: „Komisch, wenn Tim Dad den Job früher gegeben hätte, hätten Mom und Dad dich adoptieren können.“

Richtig. Das war komisch.

*

„Ja, das war komisch“, sagte Sarah Rebekka Bisangwa Neza. „Und wie ist es weitergegangen? Warum bist du nicht schon längst erster Vizepräsident von einem Schuhkonzern? Warum willst du dich auf einen Flughafen kleben? Hast du dich in Jeremy verwandelt?“

„Wir sollten erst einmal diese Pizzeria verlassen. Der Kellner schaut schon die ganze Zeit auf die Uhr.“

„Dann weiß er, wie spät es ist, und das ist mehr als ich weiß. Ich hab nämlich keine Ahnung, so gespannt habe ich dir gelauscht!“ Sie grinste. Der Nebel hatte sich gelichtet, als wir zur Pension gingen. Der Wind wehte von den Bergen zum See, die Nacht war sternenklar. Sarah Rebekka Bisangwa Neza hängte sich bei mir ein. Das war schön.

„Du könntest mir jetzt wenigstens die erste Hälfte von deinem Leben erzählen, bevor ich weitermache.“

„Nö“, sagte sie, „das würde den ganzen Spannungsbogen zerstören.“

„Wenigstens eine Kurzfassung. Wenn wir in der Pension sind, erzähle ich weiter.“

„Wenn wir in der Pension sind, wird geschlafen. Ich bin hundemüde. Nicht wie irgendein Hund, sondern wie ein müder Hund. Du kannst morgen im Zug weiter erzählen.“

„Gut. Und jetzt will ich etwas über Sarah Rebekka Bisangwa Neza Schmitt wissen.“

„Na schön. Schmitt ist der Name meiner Mutter. Ich bin geboren worden, bevor meine Eltern geheiratet haben. Aber sie haben sowieso beide ihre Namen behalten. Und seit wann ist Schmitt ein jüdischer Name, wirst du jetzt natürlich nicht fragen, weil du nicht so einer bist, der so was fragt.“

„Es wird eine ähnliche Geschichte sein wie mit Kant und Kantor. Lass mich raten.“

„Gut, rate!“

„Die Familie deiner Mutter ist ursprünglich aus Ungarn gekommen und hat Kohn geheißen. Jeder weiß, dass Kohn ein jüdischer Name ist. Also haben sie sich taufen lassen und haben ihren Namen auf Kovacs geändert, weil das ungarisch ist. Aber jeder weiß, dass viele Kovacs getaufte Juden sind, die früher Kohn geheißen haben. Also haben sie ihren

Namen noch einmal geändert, und weil Kovacs auf Ungarisch Schmied heißt, haben sie sich Schmitt genannt, als sie nach Deutschland gekommen sind.“

„Sehr scharfsinnig!“

„Überhaupt nicht. Es ist ein alter jüdischer Witz, den mein Großvater gern erzählt hat. Ich glaube, die Juden sind das einzige Volk, dessen Kulturgeschichte man in Witzen erzählen kann. Abgesehen davon, dass sie kein Volk sind.“

„Sind wir nicht?“ sagte Sarah Rebekka Bisangwa Neza.

„Nein, weil es so was wie ein Volk gar nicht gibt, und dafür sind die Juden das beste Beispiel. Aber lass uns nicht ins Allgemeine abschweifen.“

„Also meine Mutter war ein uneheliches Kind, und das war damals noch ziemlich problematisch in Deutschland. Meine Großmutter hatte wegen ihr dauernd die Jugendfürsorge am Hals. In den ersten Jahren hat sie immer Angst gehabt, dass man ihr das Kind wegnehmen und in ein Heim stecken könnte. Sie war noch dazu jüdischer Konfession und die alten Nazis waren noch überall. Mein Urgroßvater ist nämlich nach dem Holocaust zum Judentum zurückgekehrt. Aus Dankbarkeit dafür, dass er überlebt hat.

Meine Großmutter hat eine Wand gehabt mit Fotos von allen Verwandten, die die Nazis umgebracht haben. Mit Geburts- und Todesjahr. 1856 bis 1942, 1902 bis 1945, 1930 bis 1943 und so weiter. Sie hat sich also sehr angestrengt, dass meine Mutter eine gute Erziehung bekommt, oder was sie darunter verstanden hat. Sie hat meine Mutter durch die Schule gebracht und ihr eine Ausbildung als Krankenschwester ermöglicht. Hat man ja damals noch so gesagt, Schwester wie in Klosterschwester. Und die Ausbildung an der Schule war auch ziemlich klostermäßig. Die Arbeit im Krankenhaus war Kacke. Nämlich buchstäblich. Die Leibschüssel war ihr ständiger Begleiter. Und manchmal musste sie den Patienten die Kacke aus dem Mastdarm rauskratzen, wenn sie verstopft waren. Aber die eigentliche Kacke war die Hierarchie. Da war der Primarius, und dann kamen die Oberärzte und dann die Oberärztinnen und dann die Turnusärzte und dann die Turnusärztinnen und dann die Oberschwester und die Schwestern und dann die Krankenträger und ganz unten die Putzfrauen. Meine Mutter hat mehr gewusst über die Patienten und Patientinnen als die Ärzte, hat

sie gesagt. Weil sie ein Gefühl für sie hatte. Sie dachte, sie sollte Medizin studieren, dann würde sie eine bessere Ärztin sein als die meisten. Aber neben dem Job – keine Aussicht.

Also hat sie sich den Deckel besorgt und ist zu einer Escort-Agentur gegangen. Sie hat kein Problem mit Schwänzen und Ärschen und Mösen gehabt oder mit alten Körpern oder mit jungen Körpern. Sie hatte ein Problem mit der Hierarchie und die war sie jetzt los. Der Agentur zahlte sie für die Vermittlung, soundso viel pro Job, und das war's. Das ging ohne Zuhälter. Mit der Zeit kam sie drauf, dass gar nicht so wenige von ihren jetzigen Kolleginnen aus dem Pflegebereich gekommen waren. Frauen, die kein Problem mit Körpern hatten. Die meisten von denen waren Dominas. Sie hatten die Erfahrung, was man einem Körper zumuten kann. Und einer Seele.“

Sie machte eine Pause, vielleicht, um mir Zeit zum Verdauen zu geben, dann sagte sie: „Und hat sie meinen Vater in Ausübung ihres Berufs kennengelernt, wirst du jetzt natürlich auch nicht fragen, weil du nicht so eine Person bist, die so etwas fragt. Und ja, sie hat meinen Vater in Ausübung ihres Berufs kennengelernt, und sie war nicht die Einzige, die sich in einen Freier verliebt hat. Kommt öfter vor, als man denkt. Öfter als sich eine Krankenschwester in einen Patienten verliebt. Er hat sie drei oder vier Mal bestellt, und beim letzten Mal hat er ihr weinend gesagt, dass er sie nicht mehr bestellen kann, weil er pleite ist. Er studiert ja noch und hat nur ein kleines Stipendium. ‚Dann treffen wir uns eben so‘, hat sie gesagt, ‚ich mag dich nämlich.‘ Er ist dann bald bei ihr eingezogen. Aber jedes Mal, wenn sie zu einem Job gerufen worden ist, war er todunglücklich. Also ist sie ihm zuliebe wieder ins Krankenhaus gegangen und hat das Medizinstudium auf später verschoben. Dann war ich bald da, und das war so halb gewollt und halb nicht und sie konnte dann eine Halbtagsstellung in der Verwaltung bekommen.“

„Und dein Vater?“

„Mein Vater war ein Jusstudent aus Ruanda. Er hat als Jugendlicher den Völkermord an den Tutsi überlebt, ist in den Kongo geflohen und dort von irgendwelchen belgischen Ordensschwestern aus dem Flüchtlingslager gefischt worden. Sie haben ihn aufs Gymnasium geschickt und dann zum Studium nach Europa.“

„Ach du heilige Scheiße!“

Ich wusste nicht viel über den Völkermord, außer dass er 1994 geschehen ist und der schlimmste Genozid seit der Ermordung der europäischen Juden war. Meine Eltern hatten ihn einmal erwähnt, als sie darüber diskutierten, ob der Holocaust so einzigartig war, dass man ihn mit nichts vergleichen kann, ohne ihn zu verharmlosen.

„Heilige Scheiße kannst du laut sagen! Erst den Holocaust und dann noch den génocide im Rucksack, gibt's was Schöneres?“

Als Sarah Rebekka Bisangwa Neza eingeschlafen war, meinen Arm um ihre Schulter und mein Gesicht an ihrem Rücken, musste ich weinen. Es war mir einfach alles zu viel.

Sie schlief aber doch nicht. „Lass das“, murmelte sie, „lass das!“

Also ließ ich es.

Und Sarah Rebekka Bisangwa Neza summt für uns beide ein jiddisches Wiegenlied: Unter Jankeles Wiegele, schloft e klareweiß Ziegele... Das hatte sie wohl auch in einem Workshop gelernt.

*

Paul trat seinen Job an, Marcia suchte ein Haus, fand eines und mietete es, Grace, Emily, Tommy und ich fanden uns in unseren neuen Schulen zurecht.

Tim ließ nichts von sich hören, und das war uns allen nur recht. Er hatte alles sehr diskret regeln lassen. Von der Adoption kam kein Wort in die Medien. Jeremys Tod und der meiner Eltern war natürlich Thema gewesen, und ein paar Reporter:innen waren auch zu mir gekommen. Ich hatte ihnen gesagt, dass ich sehr traurig war.

Nach drei Monaten oder so, als wir uns alle schon ein bisschen eingelebt hatten, kam ein Anruf von Tims Büro, ob ich Lust hätte, ihn zu treffen. Er würde mir gern das Wings Hauptquartier zeigen. Also kam eines Tages ein diskreter stinknormaler VW Polo um mich abzuholen. Der Chauffeur trug nicht einmal ein Wings-T-Shirt, nur eines von den Seattle Seahawks.

Tim stieg zu, nachdem wir eine von Securities bewachte Schranke durchfahren hatten, und wir machten eine Rundfahrt durch das Gelände mit seinen 50 oder so Gebäuden, die alle nach Sportler:innen benannt waren, die irgendwas gewonnen hatten, während sie Wings trugen. Jede Sportart war vertreten, Golf, Tennis, Football, Langstreckenlauf, Sprint, Basketball, was immer. In jedem Gebäude gab es eine Ausstellung. Die

ausgelatschten Schuhe eines Mittelstreckenläufers, der viel zu früh verstorben war. Das Waffeisen, mit dem Tims erster Kompagnon in der Urzeit des Unternehmens neuartige Schuhsohlen gepresst hatte. Vor einem Gebäude stand der alte VW-Bus, mit dem Tims erster Angestellter von Rennen zu Rennen gefahren war, um den Läufern seine Schuhe anzupreisen.

Auf dem Gelände standen überall E-Bikes herum, die die Angestellten benutzen konnten, um vom Büro ins Schwimmbad und vom Schwimmbad zur Yogastunde und von der Yogastunde zur Cafeteria zu fahren. Alles auf dem Campus natürlich. Tim zeigte mir den japanischen Garten mit einem wunderhübschen künstlichen Teich, in dem man fischen konnte. Der Garten hieß Shigoto Garden. Nach der japanischen Großhandelsfirma, die Wings in den Anfangszeiten finanziert hatte. Es gab Laufstrecken auf Naturpfaden und welche mit Kunststoffbelag. Ein ganzes Fußballfeld mit einem Belag aus recycelten Laufschuhen. Überall Statuen von Sportlerinnen und Sportlern.

Ich fragte, was in den Gebäuden drin sei, und Tim zeigt mir das Sportlabor. Da gab es einen Basketball-Court, rundherum mit Kameras und allen möglichen Sensoren ausgestattet. Ein Spieler lief eine abgesteckte Slalomstrecke, so als ob er zwischen gegnerischen Spielern hindurch laufen würde, dann bekam er den Ball zugepasst und warf ihn in den Korb. Auf einer Anzeigetafel wurde die Kurve angezeigt, die der Ball genommen hatte, der genaue Punkt, wo er den Ring berührt hatte, die Geschwindigkeit des Balls und die Wucht, mit der er aufgeprallt war und noch mehr Daten und Messwerte. Der Spieler hatte Leuchtpunkte an seinem Körper angebracht, die von Kameras aufgezeichnet wurden und eine 3D-Animation von ihm erzeugten. Tim sagte, dass das dieselbe Technik sei, mit der die Na'vi in Avatar dargestellt worden waren. Auf dem Bildschirm war allerdings kein Na'vi zu sehen, sondern nur ein ballwerfendes Gitternetz.

In dem zweiten Gebäude, das Tim mir zeigte, wurden die Luftpolstersohlen erzeugt, für die die Wings berühmt geworden sind. Die Maschinen waren beeindruckend, riesengroß, computer-gesteuert, und alles, was ich verstand, war, dass auf der einen Seite der Plastikfilm rein-, und auf der anderen Seite die durchsichtigen schuhsohlenförmigen Plastikblasen herauskamen. Tim erklärte, dass sie diese

Luftpolster nur hier erzeugten und nicht im Ausland in Auftrag gaben, damit niemand die Technik klauen konnte. Er sagte, wie wichtig gute Arbeitsbedingungen wären: Die Arbeiter und Arbeiterinnen würden jede Stunde zu einem anderen Arbeitsplatz wechseln, damit die Arbeit nicht eintönig wurde.

Tim sagte, er würde mir später noch andere Abteilungen zeigen. Die für Design zum Beispiel, wo sie mit Farben und Formen experimentierten und von 500 Entwürfen es einer bis in die Schuhgeschäfte schaffte. Das Labor, in dem neue Materialien entwickelt und geprüft wurden, für Oberteil, Sohle, Mittelsohle, Zunge, Schnürsenkel und das Herzstück von allem, die Airpads. Die Produktionsabteilung, die die Aufträge an die Schuhfabriken in aller Welt erteilte, wo Wings hergestellt wurden. Die Marketingabteilung, die immer nach neuen aufstrebenden Sporttalenten suchte, und mit den vielversprechendsten Verträge schloss, damit sie bei Wettkämpfen Wings trugen und damit siegten. Und dann waren da die Abteilungen, die jede Firma haben musste, eine Finanzabteilung, die Ausgaben und Einnahmen plante, eine Buchhaltung, die die tatsächlichen Ausgaben und Einnahmen in Computerdateien festhielt, die Lohnverrechnung, der Materialeinkauf, die Rechtsabteilung, die Haustechnik, die Reinigungsbrigaden, die Restaurants und Caféterias für die Angestellten, die Wohnhäuser für die Angestellten, die auf dem Campus wohnen wollten, eine Transportabteilung, die neu Angeworbenen beim Umzug half. Ich fragte ihn, wo Paul arbeitete, aber das wusste er nicht. In Frankreich wäre er Monsieur Le Directeur gewesen. Hier sagten alle nur „Hi Tim“ und wandten sich wieder ihrer Tätigkeit zu. Nur selten fragte jemand: „Na, wen bringst du uns da? Ein neues Supertalent?“ Dann sagte er: „Das ist Noah“, und sie sagten: „Hi, Noah“, und damit hatte es sich.

Wir gingen zu Fuß zurück zum japanischen Garten und setzten uns an den Teich. Er erzählte mir, wie das alles angefangen hatte. Mit einer verrückten Idee, sagte er.

*

„Am Teich, im japanischen Garten? Bist du nicht vor Nostalgie gestorben?“

„Unterbrich mich nicht ständig, das ist ja fürchterlich!“

Wir waren gerade durch Bregenz durch und sie hatte noch kein Wort gesagt.

*

„Es war eine verrückte Idee, und die Chancen, dass es schiefgeht, waren neunundneunzig zu eins. Aber worauf es ankommt im Leben, ist, dass du etwas Eigenes machst. Deinen eigenen Weg gehst. Es ist nicht einmal wichtig, ob du Erfolg hast. Ich war einige Male kurz davor, unterzugehen. Ich habe mir gesagt: Gut, wenn du jetzt untergehst, dann gehst du eben unter. Aber du hast es wenigstens versucht. Und darum ist es okay. Das Schlimmste wäre, es nie versucht zu haben.“

Seine verrückte Idee war, japanische Sportschuhe in den USA zu verkaufen. Er hatte am Business-College seine Masterarbeit darüber geschrieben, wie man das anpacken müsste, marketingmäßig. Also erbettelte er von seinem Vater das Geld für ein Einjahresticket für alle Fluglinien der Welt und reiste nach Japan zur Firma Subayaku, die Wildcat Laufschuhe erzeugte. Bevor er noch anfangen konnte, vor dem versammelten Management seine Einschätzung des amerikanischen Markts für Sportschuhe darzulegen, fragte ihn der Obermanager, welche Firma er eigentlich vertrat.

„Ich habe das das erste gesagt, was mir in den Sinn gekommen ist: Gold Medal. Ich hatte wohl an die Vitrine zu Hause mit meinen Auszeichnungen gedacht.“

Er bestellte zwölf Paar Wildcats als Muster und telegrafierte seinem Vater, er solle der Firma 72 Dollar überweisen.

„In Japan musste ich immer daran denken, dass wir im Krieg Feinde gewesen waren. An das Schreckliche, was die USA Japan in Hiroshima und Nagasaki angetan haben. Und ich habe mich, gefragt ob die Japaner, denen ich begegnete, in mir immer noch den Feind sahen. Aber es ist schwer, hinter das japanische Lächeln zu schauen.

Bevor ich mit den Schuhen anfang, wollte ich mir noch einiges ansehen. In Hongkong war ich entsetzt über die vielen Bettler, ohne Beine, ohne Arme, die mir nachriefen: Hallo, reicher Mann, hallo, reicher Mann. Und ich hatte doch selber nichts. Auf den Philippinen war das Elend noch größer.

In Thailand bin ich vor einer sechshundert Jahre alten Buddhastatue gestanden und habe mich gefragt: Warum bin ich hier? Und wozu? Ich

bekam keine Antwort. Oder vielleicht war die Stille meine Antwort. In Bangkok sah ich überall amerikanischen Soldaten auf Urlaub. Der Krieg in Vietnam war noch nicht zu Ende, aber jeder wusste, dass er verloren war. Die Soldaten lärmten in den Bars, rauchten Joints auf offener Straße, machten Mädchen an und ließen sich mit ihnen fotografieren. Ich schämte mich für mein Heimatland.

Ich flog nach Kathmandu und wanderte im Himalaya. In der der alten indischen heiligen Schrift heißt es: Führe mich vom Schein zur Wirklichkeit“.

„Und was heißt das?“, fragte ich Tim.

„Für mich hat es geheißen, dass ich aufhören sollte, einfach so dahinzuleben, dass ich meinen Sinn finden, mich verwirklichen musste.“

Tim hat mir einmal eine Übersetzung der Bhagavadgita geborgt, und ich habe ein bisschen darin studiert, weil mir seine Begeisterung für diese alten Weisheiten Eindruck machte. Ich verstand nicht viel und suchte im Internet nach Interpretationen. Mein Eindruck war, dass Krishnas Lehre auf etwas anderes hinauslief und dass der indische Gott Tims Selbstverwirklichung vermutlich als Maya bezeichnet hätte.

*

„Und was ist das?“

„Maya ist Illusion. Wenn du im Finstern ein Seil siehst und danach greifst und es ist eine Schlange. Du musst noch mehr Bildung lernen!“

*

Aber ich konnte mit der Suche nach dem reinen Sein und dem absoluten Bewusstsein auch nicht viel anfangen. Im Grunde teilte ich Tims Auffassung von dem, was wirklich ist.

Tim erzählte und erzählte. Er erzählte immer wieder, wenn ich bei ihm war. Wenn ich von irgendetwas anfang, hörte er eine Weile zu, dann sagte er: „Das erinnert mich daran wie...“ Und dann kamen seine Erinnerungen.

„In Ägypten bin ich vor den Pyramiden gestanden und habe mir die Tausenden von Menschen vorgestellt, die an ihnen gebaut hatten. Von keinem ist der Name geblieben. Alles ist vergeblich, heißt es in der Bibel. Aber Rabbi Eleazar hat gesagt: Die Arbeit ist das Heiligste am Menschen.“

Er erzählte von der Sixtinischen Kapelle in Rom und von italienischen Schuhen, den schönsten der Welt. Vom Glauben der alten Römer,

dass es Glück bringt, den rechten Schuh zuerst anzuziehen. Von der Statue des Merkur mit den Flügeln an den Sandalen. Von Leonardo da Vinci und seinen Skizzen des menschlichen Fußes. Von Kindern in Ostdeutschland, die Schuhe aus Karton trugen.

„Als ich nach einem Jahr wieder nach Hause kam, war meine erste Frage: Sind meine Schuhe gekommen? Ich schickte ein Paar an Colin Melville, meinen Leichtathletiktrainer vom College. In der Zeit, als ich für ihn gelaufen bin, hat er immer an unseren Schuhen herumgebastelt. Er war ein Schuhfanatiker. Er hat alles ausprobiert: Känguruleder, Fischleder, alles. Und er war ein harter Trainer. Er hat mich zusammengestaucht, zerbrochen, und neu zusammengesetzt. Die Schuhe gefielen ihm. Er hatte so viel Vertrauen in mich, dass er mein Teilhaber werden wollte. Wir machten einen Vertrag. Neunundvierzig Prozent für ihn, einundfünfzig für mich. Er wollte es so. Ich sollte die Kontrolle haben. Dann gab ich meine erste Bestellung auf: dreihundert Paar weiße Wildcats, das Paar zu sechs Dollar fünfzig. Das machte eintausendneunhundertfünfzig Dollar. Die neunhundertfünfzig würden von Melville kommen, aber woher sollte ich die tausend nehmen? Mein Vater wollte mir nichts borgen. Er hatte mich nicht aufs College geschickt, damit ich mit Schuhen hausieren gehe, sagte er.

Ich kannte die Statistik: Von siebenundzwanzig neuen Firmen gingen sechsundzwanzig im ersten Jahr ein. Meine würde die siebenundzwanzigste sein, das schwor ich mir.

Meine Mutter hatte so ihre eigene Art, mit Vater umzugehen. Sie kaufte mir demonstrativ ein Paar Schuhe ab, für vierzehn Dollar, und trug sie jeden Tag. Unter ihrem sanften Druck borgte mir mein Vater seufzend das Geld. Ich lud mein Auto mit Schuhen voll und fuhr von Rennen zu Rennen, um Läufern meine Schuhe anzupreisen. Ich war gut im Verkaufen. Besser, als ich erwartet hatte. Weil ich an meine Schuhe glaubte. Weil ich an Sport glaubte. Weil ich ans Laufen glaubte.

Ich ließ mir Flugblätter drucken: Japan fordert die europäische Konkurrenz heraus. Dank der niedrigen Arbeitskosten in Japan kann diese aufregende junge Firma professionelle Laufschuhe um sagenhafte \$ 14,50 anbieten!“

Sarah Rebekka Bisangwa Neza hauchte auf die Scheibe, dass der Bodensee im Nebel verschwand, und schrieb mit dem Finger „Niedrige Arbeitskosten“.

„Was treibst du?“

„Ich mach mir Notizen. Damit ich es nachlesen kann, wenn ich alt und verschrumpelt bin“

*

Tim erzählte mit großer Dringlichkeit. Ich sollte ihn verstehen. Ich sollte sein Leben verstehen. Ich sollte alles das verstehen, was Jeremy nicht verstanden hatte. Oder nicht verstehen wollte. Er nahm mich mit zu Leichtathletik-Events, auch zu Spielen der Seahawks und der Mariners. Das eine war die Football-, das andere die Baseballmannschaft von Seattle. Fürs Laufen konnte er mich nicht begeistern. Er war immer noch schnell und ausdauernd, ich konnte nicht mit ihm mithalten. Und es war mir auch zu langweilig. Um Wings zu mögen musste man kein Läufer sein. Oder überhaupt irgend eine Sportart betreiben. Wings waren einfach Wings.

Er fragte mich nach meinem Schulerfolg, erkundigte sich auch nach meiner Pflegefamilie, aber er fragte nie nach meinem Leben mit meinen Eltern. Ich verstand das als diskrete Rücksichtnahme und hatte auch gar kein Bedürfnis, an diese Wunden zu rühren. Diskrete Rücksichtnahme war es wohl auch, dass er mir keine Geschenke machte, solange ich bei Paul und Marcia wohnte. Wenn ich Wings wollte, mussten sie sie mir kaufen. Nur zu Weihnachten schickte er Geschenke für die ganze Familie, und die waren auch nicht zu protzig.

Protzig war seine Villa am Lake Washington, mit Bootsanlegestelle für Speedboat und Segelboot, einem 25-Meter-Swimmingpool, Fitnessraum, Sauna, Whirlpool und fünf Hausangestellten. Dort fühlte er sich so einsam, dass er meistens in seinem Büro auf dem Campus schlief.

„Als ich die ersten dreihundert Paar verkauft hatte, bestellte ich neunhundert Paar. Dafür brauchte ich sechstausend Dollar. Mein Vater wollte mir nichts mehr leihen. Er war immer noch dagegen, dass ich mit Schuhen herumspielte. Wenigstens gab er mir einen Kreditbrief. Mit dieser Garantie konnte ich zur First National Bank gehen. Sie borgten mir das Geld.“

Ich reiste wieder von einem Leichtathletikwettbewerb zum anderen. In Kalifornien gab es besonders viele. Ich hatte aber kein Geld für ein Flugticket. Weißt du, wie ich da hingekommen bin? Ich habe mir von einem Freund seine Armeeuniform ausgeborgt und bin zum Militärflughafen gegangen mit einem Rucksack voller Schuhe. Mit der Uniform hat mich niemand gefragt, wer ich bin. Die haben mich einfach mit der nächstbesten Transportmaschine mitgenommen, nach Los Angeles oder nach San Francisco.

Bei einem dieser Events habe ich einen alten Bekannten vom College getroffen, einen Läufer, gegen den ich öfter angetreten war. Chuck hieß er, Chuck Morton. Er studierte Medizin, aber an den Wochenenden verkaufte er Sportschuhe.

„Gibt’s nicht!“, sagte ich. „Welche denn?“

„Adidas“, sagte er.

„Vergiss Adidas!“, sagte ich. „Du solltest für mich arbeiten!“

Ich zeigte ihm die Schuhe und er war begeistert. Ich gab sie ihm in Kommission. Das heißt, er durfte von jedem Paar, das er verkaufte, zwei Dollar fünfzig behalten.

*

Sarah Rebekka Bisangwa Neza schrieb auf die Scheibe: „USD 2,50“

*

Ich traf noch einen alten Kumpel aus der Leichtathletikmannschaft, Barry Kramer. Er hatte von seinem Onkel eine Schuhfabrik geerbt und ich zeigte ihm die Wildcats.

„Sie sind nicht schlecht“, sagte er. „Aber richtige Qualitätsarbeit gibt es nur hier. In meinem Betrieb sind manche Arbeiter schon in der dritten Generation in der Schuhfabrikation. Mein Ur-urgroßvater, der die Firma gegründet hat, war ein russischer Schuhmacher aus Litauen. In seiner Familie hatte das Schusterhandwerk auch schon Tradition, so weit er überhaupt zurückschauen konnte. Also geh mir weg mit Japan!“

Er redete, als ob sie in Japan vorgestern noch barfuß herumgelaufen wären. Mich konnte er nicht abschrecken. Ich fühlte mich wie ein richtiger Geschäftsmann. Ich hatte ein tolles Produkt und ich hatte schon eine Vertretung für Kalifornien. Ich war auf dem Weg, auf dem richtigen Weg. Aber im Geschäftsleben wirft dir immer jemand einen Stock zwischen die Beine. Ich bekam einen Brief von einem Ringkampftrainer irgendwo

aus dem Osten. Er war gerade aus Japan zurück gekommen von einem Treffen mit Subayaku, und hatte von ihnen die Alleinvertretung für die USA bekommen. Also sollte ich gefälligst aufhören, Subayakus Wildcats zu verkaufen, widrigenfalls...

Ich rief meinen Cousin an, der bei einer Rechtsanwaltsfirma arbeitete, und bat ihn, dem Mann zurückzuschreiben: Er solle gefälligst aufhören, die Firma Gold Medal in ihrer Geschäftstätigkeit zu behindern, widrigenfalls...

Mein Cousin fand heraus, dass der Ringkämpfer eine kleine Berühmtheit war. Er war früher Model gewesen und sah aus wie John Wayne als Texas Ranger in Comancheros.

Als nächstes schrieb ich einen Brief an Subayaku und ersuchte höflichst um Aufklärung. Ich wies sie auf meine Verkaufserfolge hin und auf ihre Zusicherung, mir die Alleinvertretung für den Westen der USA zu geben. Es kam keine Antwort. Wochenlang.

Ich saß den ganzen Tag deprimiert in meinem Zimmer herum. Beim Abendessen redete ich fast kein Wort mit meinen Eltern. Alles kaputt, mein nettes kleines Unternehmen war kaum ein paar Monate alt, und jetzt sollte es sterben. Schließlich bat ich meinen Vater um das Geld für einen Flug nach Japan. Er hatte zwar nichts dafür übrig, dass ich meine Zeit mit Schuhen verplemperte, aber er mochte es auch nicht, wenn jemand seinen Sohn schlecht behandelte.

Als das Flugzeug landete, war mir klar: Ich konnte nicht zulassen zu verlieren. Das kam einfach nicht in Frage.

Ich bekam einen Termin von Subayaku zu einem Gespräch mit dem Management. Ich trug meine Sache vor, mit Leidenschaft. Als ich fast fertig war, ging die Tür auf, und der Präsident der Firma, der Gründer persönlich trat ein. Alle erhoben sich ehrfurchtsvoll. Ich wollte noch einmal von vorne anfangen, aber er winkte ab. Er sprach von einer Vision, die er vor kurzem gehabt hatte: Warum sollten Schuhe, die eine gesunde Bewegung ermöglichten, die die Gelenke vor frühzeitiger Abnutzung bewahrten, nur beim Sport getragen werden? Er träumte von einer Welt, in der alle Menschen zu jeder Zeit Sportschuhe tragen würden und damit länger und gesünder leben würden. Und um diese Vision zu verwirklichen, brauche es junge Menschen wie mich, die leidenschaftlich ihren Traum verfolgten.“

Tim schaute mich an, als ob er in mir auch so einen jungen Mann mit Träumen sah. Es war mir peinlich.

„Ich bekam die Alleinvertretung für Wildcats in den dreizehn westlichen Staaten. Der Texas Ranger sollte Ringschuhe in den ganzen USA verkaufen dürfen, aber Laufschuhe nur im Osten. Ich unterschrieb den Vertrag und bestellte Schuhe für siebentausend Dollar. Weißt du, wie der höchste Berg in Japan heißt?“

Das wusste ich.

„Den Fuji-san zu besteigen gilt in Japan als mystisches, feierliches Ritual. Ich hatte den Fuji bei meinem ersten Japanbesuch nur aus der Ferne gesehen. Jetzt war die Zeit da, den Pfad zum Gipfel zu nehmen. Es war ein glücklicher Zeitpunkt, den ich gewählt hatte. Auf dem Weg zur schneebedeckten Spitze des Vulkans lernte ich meine erste große Liebe kennen.“

Die Geschichte seiner ersten großen Liebe hatte ein bitteres Ende. Nach ein paar glücklich verbrachten Wochen schrieb sie ihm einen Brief. Ein sechsundzwanzigjähriger Schuhhändler, der seine Firma bei den Eltern im Keller hatte, war ihr nicht intellektuell genug.

Ich erlebte gerade meine erste große Liebe. Sie war ein Jahr älter als ich, und meine Befürchtung war nicht, dass ich ihr kulturell nicht genug bieten könnte. Sie betraf mehr das Sexuelle.

Mit Tim über so etwas sprechen zu wollen, schien mir sinnlos. So, wie er redete, hatte er mit sechsundzwanzig nicht mehr Erfahrung in diesen Dingen gehabt als ich mit vierzehn. Aber vielleicht meinte er nur, dass es nichts für die Ohren eines Vierzehnjährigen war.

Er redete lieber über Zahlen. Im ersten Jahr hatte er Schuhe für fünfzehntausend Dollar verkauft. Fürs nächste Jahr plante er dreißigtausend. Aber sein Bankberater wollte ihm den Kredit nicht geben: „Für ihr Eigenkapital wachsen sie zu schnell!“

„Eigenkapital!“ Tim spuckte das Wort aus wie eine wurmige Kirsche. Wenn er nicht wachsen würde, könnte er Subayaku nicht beweisen, dass er der Beste war. Und wenn er nicht beweisen konnte, dass er der beste war, würden sie einem anderen die Alleinvertretung geben. Wozu Geld auf die hohe Kante legen? Nur damit die Bank es pfänden konnte? Er steckte jeden Dollar, den er verdiente, zurück ins Geschäft. Auf eine ausgewogene Bilanz achten, das war etwas für vorsichtige, besonnene

Gemüter, die nach dem Lehrbuch agierten. Er kannte das Lehrbuch auch. Aber wenn er überleben wollte, musste er wachsen. Er musste den Texas Ranger schlagen, der Subayakus Wildcats im Osten verkaufte. Und er musste der Konkurrenz von Adidas trotzen, diesem Monster, das sich die alleinige Herrschaft über den Sportschuhmarkt anmaßte. Mir leuchtete das ein.

„Jedes Mal, wenn ich eine Bestellung verkauft hatte und den Kredit dafür zurückgezahlt hatte, bestellte ich die doppelte Menge und ging wieder hin und bekniete meinen Bankberater, mir auch diesen Kredit noch zu bewilligen. Ich nickte immer brav zu seinen Vorhaltungen und suchte kurz danach um einen noch größeren Kredit an. Der Mann jammerte: ‚Wenn Sie pleite gehen und nicht zurückzahlen können, verliere ich meinen Job. Ich habe Vorgesetzte, die mir im Nacken sitzen, ich kann auch nicht so, wie ich will!‘

Sein direkter Vorgesetzter strebte einen Direktorsposten an. Faule Kredite betrachtete er als Stolpersteine auf dem Weg nach oben. In mir sah er eine Katastrophe auf Abruf. Eine einzige schlechte Saison, und die Bank konnte sich meinen Vorrat an unverkauften Schuhen abholen und sich sonst wohin stecken.

Die einzigen Sicherheiten, die ich zu bieten hatte, waren die Qualität der Wildcats und mein Wille zu siegen. Aber von Risikokapital hatte damals noch niemand etwas gehört.“

Colin Melville, sein Partner und ehemaliger Trainer, bastelte inzwischen an Schuhen. Der menschliche Fuß, erklärte mir Tim, besteht aus aus sieben Fußwurzelknochen, fünf Mittelfußknochen und vierzehn Zehenknochen. Trotzdem waren amerikanische Füße anders als japanische. Die Fußknochen sind über dreiunddreißig Gelenke miteinander verbunden, sie werden von zwanzig Muskeln und hundertvierzehn Bändern stabilisiert und in Bewegung gehalten. Aber Amerikaner sind größer und schwerer als Japaner, ihre Füße müssen andere Belastungen ertragen.

Melville sezierte die Wildcats und schickte dicke Mappen mit Skizzen und Verbesserungsvorschlägen an Subayaku. Bei Wettkämpfen studierte er nicht nur die Leistungen seiner Läufer, sondern auch die ihrer Schuhe. Er brachte Subayaku dazu, einen mehr amerikanischen Schuh zu machen. Tim erzählte begeistert von der weicheren Innensohle, der

besseren Abstützung des Fußgewölbes, dem Fersenkeil zur Entlastung der Achillessehne. Melvilles Skizzen und Prototypen waren heute auf dem Campus ausgestellt.

Während Melville die Schuhe verbesserte, Chuck in Kalifornien seine Verkaufsstrategien verfeinerte und Tims Schwester Della für zwei Dollar die Stunde seine Korrespondenz tippte, wartete Tim auf die Verlängerung seines Vertrags mit Subayaku. Und las alles, was er über Generäle, Samurais und Shoguns erfahren konnte, plus die Biographien seiner Helden Churchill, Kennedy und Tolstoi. Er zitierte gerne Churchills Ausspruch aus seiner Blut-Schweiß-und-Tränen-Rede: Ihr fragt, was unser Ziel ist? Ich kann in einem Wort antworten: Sieg! Sieg um jeden Preis! Und beeilte sich hinzuzufügen: „Ich hasse Krieg. Aber ich bewundere Führungsstärke.“

Das hatte ich schon gehört.

Er gab mir die Bücher zu lesen, und ich versuchte herauszufinden, was die Gemeinsamkeiten der drei waren. Kennedy hatte auch einen super Spruch hinterlassen: Frag nicht, was dein Land für dich tun kann, frag, was du für dein Land tun kannst!. Tolstoi hatte Krieg und Frieden geschrieben.

Tolstoi war für bedingungslose Nächstenliebe und absolute Gewaltlosigkeit eingetreten, hatte kein Fleisch gegessen und sich gegen die Autorität der Kirche gewandt. Tolstoi war für Tim vermutlich so eine Art Zen-Meister. Churchill und Kennedy waren die Shoguns und Samurais.

Meine Schwester Grace hielt nicht viel von Kennedy. Ich betrachtete sie inzwischen als meine Schwester, obwohl Tom immer nur mein Freund blieb und Emily die kleine Schwester meines Freundes. Grace war die einzige in der Familie, mit der ich über Tim sprach. Sie sagte, Kennedy hätte zwar viel von Frieden gesprochen, aber er hätte gleichzeitig die USA aufgerüstet wie keiner vor ihm. Er hätte den Vietnamkrieg begonnen und zugestimmt, dass Chemiewaffen eingesetzt würden, um den Dschungel zu entlauben.

Und ja, unter seiner Präsidentschaft war der Civil Rights Act verabschiedet worden, um den die Bürgerrechtsbewegung seit Jahrzehnten kämpfte. Diskriminierung aufgrund von Rasse, Hautfarbe, Religion, Geschlecht oder nationaler Herkunft machte auf die jungen afrikanischen Staaten

keinen guten Eindruck. Jedenfalls Diskriminierung auf Grund von Rasse und Hautfarbe. Und Kennedy wollte diese Länder überzeugen, dass die USA ihre wahren Freunde seien, und nicht die Sowjetunion. EswardasAußenministerium,dasaufeinEndederRassendiskriminierung gedrängt hatte. Wenn afrikanische Diplomaten im Restaurant nicht bedient wurden, war das schlecht für die Handelsbeziehungen.

*

„Ah, es gibt immer wieder neue Schlaglichter auf die Rassenfrage. Wenn du groß bist, werde ich dir auch etwas darüber erzählen.“

*

Tim sagte, dass wahre Anführer nicht viel redeten. Sag deinen Leuten, was zu tun ist, aber nicht, wie sie es tun sollen. Er erzählte, dass Chuck ihm jeden Tag Briefe mit Vorschlägen und Ideen geschickt hatte mit der Bitte um Rat. Und wie er sie nie beantwortet hatte. Deshalb hätte Chuck umso besessener gearbeitet. Als Chuck schrieb, er wolle einen Laden aufmachen, antwortete Tim ihm dann doch: Wenn er bis zum Ende des Jahres dreitausend Paar Schuhe verkaufen konnte, dürfte er den Laden aufmachen. Chuck schaffte das Unmögliche. Sein Laden wurde Wohnzimmer, Informationsbüro und Kultstätte für alle Läufer von Los Angeles.

„Chuck arbeitete so gut, dass sich die Kunde von den Wildcats von Kalifornien aus im ganzen Land verbreitete, überall, wo Läufer in Chucks Schuhen antraten. Also auch im Osten. Der Texas Ranger musste nicht viel Geld und Mühe ins Marketing stecken. Er überließ uns die Arbeit und kassierte den Profit.“

Als Chuck von einem Läufer erfuhr, dass der Texas Ranger Wildcats an eine kalifornische Mannschaft verkauft hatte, musste Tim etwas unternehmen. Er flog wieder nach Japan.

Dort hatte er es mit einem neuen Management zu tun. Leuten, die er nicht kannte, die ihn nicht kannten. Er zeigte ihnen seine Zahlen: im letzten Jahr hatte Gold Medal Schuhe für achtzigtausend Dollar verkauft. Fürs nächste Jahr peilten sie einen Umsatz von hundertsechzigtausend an. Er verlangte die Alleinvertretung für die ganzen USA.

„Wir brauchen jemanden mit einem Standort an der Ostküste.“

„Aber wir haben ein Büro an der Ostküste!“, behauptete Tim.

„Und wo?“

„In Boston. Aber es wird uns zu klein und wir suchen gerade ein neues.“ Er bekam die Alleinvertretung für drei Jahre. Er bestellte fünftausend Paar Schuhe für vierzigtausend Dollar, die er nicht hatte, lieferbar an das Büro an der Ostküste, das er auch nicht hatte. Die genaue Adresse würde er schicken.

*

„Schön langsam wird's exponentiell, oder?“

„Ja, und es ist immer exponentieller geworden. Aber lass uns nicht vorgreifen!“

*

Beim anschließenden Essen unterhielt er sich mit einem Angestellten, der gut Englisch sprach. Er hätte so gern ein Fahrrad, meinte der, aber er könne sich keines leisten.

Tim schickte ihm von zu Hause einen Scheck über 100 Dollar.

„Für ein Fahrrad“.

Der Angestellte schickte den Scheck zurück, er dürfe ihn nicht annehmen. Er würde sich aber über eine Nachricht an seine Privatadresse freuen. Tim schickte ihm den Scheck wieder, an die Privatadresse. Jetzt hatte er einen dankbaren Freund bei Subayaku.

Chuck hatte keine Lust, in den Osten zu gehen um das neue Büro aufzumachen. Aber er ließ sich überreden. Er stellte nur eine Bedingung: Er wollte Teilhaber werden, eine Gehaltserhöhung von zweihundert Dollar und eine Umsatzbeteiligung. Schließlich sei der Großteil des Erfolgs ihm zu verdanken.

Tim berichtete Melville von Chucks Meuterei. „Soll er doch scheißen gehen“, sagte Melville.

Tim wollte lieber verhandeln.

„Schau her, wir haben achtzigtausend Umsatz und neunzigtausend Schulden. Wir können keinen Kuchen verteilen, weil kein Kuchen da ist. Melville will nichts von seinem Anteil verkaufen, also kann ich von meinem auch nichts abgeben, sonst verliere ich die Mehrheit. Das geht einfach nicht. Also weißt du was: Ich biete dir eine Gehaltserhöhung von hundert Dollar.“

Chuck liebte Gold Medal. Sein Leben drehte sich um Gold Medal. Er kannte nichts anderes mehr als Gold Medal. Er nahm an und ging mit seinem Kumpel Tim zehn Kilometer laufen.

Subayaku produzierte einen neuen Schuh, den Melville entworfen hatte. Er sollte Inka heißen. Die Stafettenläufer der Inka konnten eine Nachricht an einem Tag über zweihundertvierzig Kilometer weitertragen. Aber Adidas hatte einen Schuh, der Inka Gold hieß, und drohte zu klagen.

„Wie hat der Kerl geheißsen, der die Inka in den Arsch getreten hat?“, fragte Melville.

„Pizarro.“

Mit dem Pizarro kam Gold Medal auf einen Umsatz von hundertsechzigtausend. Aber immer noch auf keinen Gewinn.

Der Keller von Tims Eltern quoll über von Schuhen. Ein Büro mit Lager musste her. Tim hatte fast Tränen der Rührung in den Augen, wenn er von seinem ersten eigenen Büro erzählte. Einem zugigen Stockwerk in einer ehemaligen Fabrik. Kein Geld, die zerbrochene Fensterscheibe ersetzen zu lassen, Lärm von der Bar nebenan.

Tim arbeitete sechs Tage in der Woche als Wirtschaftsprüfer. Vor der Arbeit ging er jeden Tag in sein Schuhlager. Nach der Arbeit ging er wieder in sein Schuhlager.. Am Sonntag arbeitete er den ganzen Tag in seinem Schuhlager. Außer Mark, der mit ihm dort arbeitete, hatte er keine Freunde, traf niemanden, trainierte nicht einmal. Er schlief in seinem Schuhlager. An einem Abend in der Woche gab er einen Kurs in Buchhaltung. Der Verschuldungsgrad ist das Verhältnis von Fremdkapital zu Eigenkapital. Er sollte nie mehr als zweihundert Prozent betragen. Der Verschuldungsgrad von Gold Medal betrug neunhundert Prozent.

„Ein Mädchen aus dem Kurs war intelligent und hübsch. Ich bot ihr einen Job an für vier Dollar die Stunde an. Sie verstand sofort, worum es mir ging, was ich da aufbauen, schaffen wollte. Sie wurde die Seele der Firma. Und eines Tages merkte ich, dass sie ihre Gehaltsschecks nicht einlöste. Liebte sie die Firma so sehr?“

Er fragte sie schüchtern, ob sie mit ihm ausgehen wollte.

Er ging mit ihr ins Museum, erzählte ihr von den Pyramiden, den japanischen Gärten, den indischen Tempeln, die er gesehen hatte. Er erzählte ihr alles, was er über östliche Weisheitslehren wusste. Und erklärte ihr, dass seine kleine Firma für ihn ein lebendes, atmendes Ding war, das er aufziehen und in die Welt hinausschicken wollte. Ob sie ihn bei diesem Abenteuer begleiten mochte?

Marge begleitete ihn zu einem Umsatz von dreihunderttausend und dann zu sechshunderttausend. Sie bezauberte die Vertreter, die sie anheuerte und bezirzte den Bankberater. Mit ihrer Hilfe kam er so weit, dass er seine Jobs aufgeben und sich ganz der Firma widmen konnte. Und sich ein Gehalt von dreitausend Dollar im Monat bewilligen konnte.

Als Marge schwanger wurde, kauften sie ein Haus um sechzigtausend Dollar, mussten es aber der Bank verpfänden für den nächsten großen Kredit.

„Wenn Gold Medal eingeht, haben wir kein Haus mehr!“

Marge nickte still und verständnisvoll. In der Früh kotzte sie, rieb ihre geschwollenen Knöchel ein und dann kümmerte sie sich um den Haushalt und um die Privatbestellungen, die mit der Post kamen. Manchmal nur ein Blatt Papier mit den nachgezeichneten Umrissen von Füßen. Jedes Paar Schuhe zählte. Ihren Traum vom der Kunsthochschule hatte sie aufgegeben.

*

Sarah Rebekka Bisangwa Neza schenkte mir ein süßes Lächeln.

*

Von seinem radfahrenden Freund erfuhr Tim, dass Subayaku plante, Gold Medal fallen zu lassen. Sie trauten ihm nicht zu, dass er den Umsatz auch weiter jedes Jahr verdoppeln konnte. Sein Mangel an Eigenkapital war ihnen nicht verborgen geblieben. Chuck hatte Wildcats einen guten Namen gemacht. Melville hatte Subayaku gezeigt, wie man Laufschuhe macht, Gold Medal hatte in allen Bundesstaaten Vertreter, die auf Kommission arbeiteten. Jetzt suchte Subayaku ein Unternehmen, das auf festerem finanziellen Grund stand und auf Tims Erfolgen aufbauen konnte. Sie waren nicht anders als der Texas Ranger.

Gold Medal brauchte einen neuen Geldgeber. Der letzte Kredit waren ein komma zwei Millionen gewesen. Tim wusste, dass er mit seinem Mangel an Eigenkapital endgültig das Limit erreicht hatte. Gold Medal brauchte nicht nur Verkäufe. Gold Medal brauchte nicht nur Läufer, die in Wildcats trainierten. Läufer, die Wildcats beim Rennen trugen. Läufer, die in Wildcats gewannen, das war es, was die Firma brauchte. Bei der letzten Olympiade hatten die Leute von Adidas und Puma um die Wette unter den Athleten kleine Werbegeschenke verteilt: Schuhe,

in die sie Geldbündel gestopft hatten. Gold Medal hatte kein Geld für Schmiegelder und keine Sieger, auf deren Schuhe die Kameras schwenken konnten.

Und drittens brauchte Gold Medal neue Hersteller. Die japanische Wirtschaft war im Aufschwung. Das verdankte sie unter anderem den Exporten in die USA. Überall wurde investiert, Arbeitskräfte wurden knapp. Und verlangten höhere Löhne. Gut für die japanischen Arbeiter. Schlecht für Tim.

Subayaku modernisierte, ersetzte Handarbeit durch Maschinen, um Lohnkosten zu sparen. Trotzdem, sagten sie, konnten sie die Wildcats nicht mehr zum alten Preis abgeben. Ein Angebot hatten sie aber doch: Sie würden Gold Medal kaufen.

Tim war empört. Er fand eine japanische Import-Export-Firma, die bereit war, ihn zu finanzieren. Solche Firmen waren nur darauf aus, kleinere Unternehmen zu schlucken, warnte man ihn.

„Keine Anteile an Gold Medal. Niemals, sonst kommen wir nicht ins Geschäft.“

„Gut. Wir nehmen vier Prozent vom Umsatz als Aufschlag auf das Produkt. Und die marktüblichen Zinsen.“

Sie hatten auch einen Mann, der ihm die Kontakte zu Schuhfabriken herstellen konnte. Die zweite oder dritte war eine Firma namens Kutsu in Hiroshima.

Tim schilderte mir das Friedensmuseum von Hiroshima. Nach so vielen Jahren hat ihn die Erinnerung immer noch aufgewühlt. Er konnte die Größe der Katastrophe nicht verarbeiten, sagte er. Hunderttausend Tote sagten ihm nichts. Einzelheiten erschütterten ihn: Ein geschmolzenes Kinderdreirad. Ein versengter Schuh, der Fußabdruck seines getöteten Trägers noch sichtbar. Wieder schämte er sich für Amerika.

Aber bei Kutsu sehnte man sich schon lange danach, auf dem amerikanischen Markt Fuß zu fassen, Atombombe hin, Atombombe her. Sie bastelten in kürzester Zeit Muster für zehn verschiedene Modelle, deren Entwürfe Tim ihnen vorlegte. Sie ließen sie ihm ins Hotel bringen und er saß die ganze Nacht und dachte sich Namen aus. So musste sich ein Dichter fühlen, wenn ihn der poetische Rausch packte, meinte er.

Melville experimentierte inzwischen mit dem Waffeleisen seiner Frau, um eine neue Schuhsohle zu kreieren. Der Pizarro war revolutionär,

was Obermaterial und Dämpfung betraf. Aber Außensohlen hatten sich nicht mehr weiter entwickelt, seit Jesse Owens in Berlin vier Goldmedaillen gewonnen hatte und Hitler ihm nicht die Hand geschüttelt hatte, weil er Schwarz war. So jedenfalls ging die Geschichte.

„Hitler hat überhaupt niemandem die Hand geschüttelt“, erklärte Owens später. „Aber Roosevelt hat nur die weißen Olympiasieger zum Empfang eingeladen.“

Für Melvilles Kreativität hatte Tim nur die höchsten Töne. Für ihn stand er auf einer Stufe mit Edison und Leonardo da Vinci. Für das Stadion der Universität Seattle hatte er eine neue Kunststoffbahn entwickelt. Mit der Waffelsohle hatten seine Läufer eine griffige Abschlusrampe. Und er veröffentlichte ein Buch übers Joggen. Tim war schwer enttäuscht, als er las, dass jeder x-beliebige Schuh fürs Joggen gut sein sollte. Alles kam jetzt auf die Chicagoer Sportmesse an. Dort musste Tims neue Kollektion einschlagen. Wenn sie nicht einschlug, konnte er die nächste Sportmesse vergessen, und alle anderen danach auch. Für die von Kutsu produzierten und von Shigoto finanzierten Modelle musste ein neuer Markenname her. Fürs erste würde Gold Medal keine eigenen Laufschuhe herstellen, solange der Vertrag mit Subayaku lief. So brachen sie jedenfalls nicht den Buchstaben des Vertrags. Tim ließ sein Team brainstormen.

„Mach was mit deinem Namen, so wie Adi Dassler! Tim Boland: Timbo“.

„Klingt wie ein Elefant.“

„Auch wahr. Machen wir aus Wildcats Cheetahs.“

„Da können wir uns gleich Puma nennen.“

Sie luden eine junge Grafikerin ein, die einmal ein paar Inserate für sie entworfen hatte. Vielleicht hatte sie eine Idee. Dann könnte sie auch gleich das Logo entwerfen.

Sie nahm einen Filzstift und zeichnete drei Striche auf ein Blatt Papier. Einen längeren, am vorderen Ende zurückgebogen, zwei kurze, die ihn begleiteten

„Was ist das?“

„Ich weiß nicht. Es ist schnell.“

„Sieht ein bisschen aus wie die Striche, die Superman hinter sich lässt, wenn er über die Stadt düst. Wie nennt man das?“

„Speedlines.“

„Ich weiß, was es ist“, sagte Chuck, der extra aus Boston angereist war.

„Es ist ein Flügel.“

Tim erinnerte sich an Merkurs Sandalen.

„Mercury?“

„Wenn schon, dann Quicksilver.“

„Zu lang. Eine Silbe, höchstens zwei!“

„Dann Wings! Mit Wings hast du Flügel an den Füßen!“

Sie bedankten sich bei der Grafikerin und gaben ihr vierzig Dollar.

Die neuen Wings wurden gerade rechtzeitig zu Beginn der Sportmesse geliefert. Sie waren eine Katastrophe.

Kutsu hatte geschludert. Tim war verzweifelt. Chuck war desparat. Melville wollte den Hut draufhauen.

„Wir verkaufen sie trotzdem“, sagte Tim mit dem Mut der Hoffnungslosen. „Sie können nur besser werden.“

Dank dem guten Ruf von Gold Medal konnten sie auch die Wings verkaufen. Immerhin waren sie eine interessante Neuigkeit. Und dafür, dass sie um einiges billiger waren als Adidas, waren sie gar nicht so schlecht.

Ein paar Wochen später kam ein Abgesandter von Subayaku ins Büro geschneit: „Was ist das mit diesen Wings?“

„Nichts besonderes. Nur eine Absicherung für den Fall, dass Subayaku uns unter den Bus stößt.“

Subayaku stellte mit sofortiger Wirkung die Lieferung ein. Sie würden von einer Klage wegen Vertragsbruchs absehen, wenn Gold Medal an sie verkauft würde.

„Wir wollen einundfünfzig Prozent. Die Mehrheit. Das ist für Sie immer noch ein guter Deal. Und wir wollen Melville als Konsulenten“.

„Kommt nicht in Frage“, sagte Tim.

„Kommt nicht in Frage“, sagte Melville..

Tim berief eine Versammlung ein: „Wir haben vermutlich bald eine Klage am Hals. Wir schulden ihnen noch dreißigtausend Dollar. Und wir wissen nicht, wann Kutsu seinen Laden in Ordnung bringt und ordentliche Wings liefern kann.“

Alle schauten drein, als säßen sie um das Totenbett eines sterbenden Großvaters. In den meisten Gesichtern stand aufgeben. Sie

hatten Familie, sie mussten Miete und Strom bezahlen, manche hatten Schulden. Und die allgemeine Wirtschaftslage in den USA war zur Zeit auch nicht rosig.

„Und das heißt“, fuhr Tim fort, „wir sind genau da, wo wir immer hin wollten!“.

Sie starrten ihn an als hätte er gerade verkündet, dass er eine Filiale auf der Venus eröffnet hätte.

„Wir verkaufen nicht mehr die Schuhe von irgendwem anderen. Wir haben unsere eigene Marke, unsere eigenen Lieferanten und einen potenten Finanzier. Wir kennen uns in Japan aus, wir wissen, wie man mit den Japanern Geschäfte macht, wie man Hersteller findet, wie man sie gegeneinander ausspielt und die beste Qualität zum besten Preis bekommt. Wir haben im letzten Jahr vier Millionen Umsatz gemacht. Und jetzt fangen wir erst richtig an!“

Also fingen sie jetzt richtig an. Bei Wettbewerben verschenkten sie Wings an alle, die welche haben wollten. Besonders an die, die von Adidas und Puma nichts bekamen. Tim hörte von einem rumänischen Tennisprofi, der alle seine Gegner vom Platz fegte und dazu noch ein Komödiant war. Er schlug Bälle hinter seinem Rücken, guckte, um seinen Gegner nervös zu machen, wie ein Affe durchs Netz, oder schmiss sich zwischen die Promis in der ersten Reihe, um einen unhaltbaren Ball doch noch zu halten. Der Vertrag mit ihm brachte Tim wieder an den Rand des Konkurses. Doch der Bad Boy des Tennis kletterte unaufhaltsam die Weltrangliste hoch und mit ihm kletterten die Verkäufe.

Olympische Athleten waren Amateure. Sie durften keine Sponsoring-Gelder nehmen. Der Viertplatzierte im Marathon bei der letzten Olympiade musste in einer Bar aushelfen, um zu überleben. Also stellte Tim ihn an als Direktor für öffentliche Angelegenheiten ein. Wenn man ihn fragte, was das hieß, sagte er: „Das heißt, dass er schnell läuft!“

Jetzt hatte er zwei Stars unter Vertrag.

Subayaku verklagte ihn in Japan wegen Vertragsbruch und er verklagte sie in den USA aus demselben Grund.

„Der Prozess hat Wochen gedauert. Und ich bin nicht gemacht für so etwas. Bei meinen Aussagen habe ich gestottert und gestammelt. Mein Anwalt hat mir genau erklärt, was ich nicht sagen sollte. Und genau das

habe ich dann gesagt. Ich kann nicht lügen. Nicht, dass ich es nicht versucht hätte. Aber ich bin einfach nicht gut darin.“

Der Geschäftsführer von Subayaku konnte es umso besser. Er bediente sich dazu eines Dolmetschers. Nein, er hätte nie geplant, Gold Medal fallen zu lassen. Ja, er hätte Kontakte zu anderen Großhändlern gehabt, aber nur zu Marktforschungszwecken. Erst als Gold Medal die Wings herausbrachte, hätte er begonnen zu überlegen, die Geschäftsverbindung aufzulösen.

„In Wirklichkeit konnte er perfekt Englisch. Er hat seinen Dolmetscher ein paar Mal korrigiert. Das hat den Richter dazu gebracht, an seiner Glaubwürdigkeit zu zweifeln. Und ein echter Glücksfall war, dass wir einen seiner früheren Assistenten auftreiben konnten, der nicht mehr für Subayaku arbeitete. Der erzählte freimütig, wie der Geschäftsführer mit ihm über die Pläne gesprochen hatte, Gold Medal auszubooten und durch einen finanziell potenteren Großhändler zu ersetzen.“

Der Prozess, sagte Tim, war ein Kampf auf Leben und Tod. Nicht für Subayaku, aber für Gold Medal. Eine Entschädigungszahlung wegen Vertragsbruchs wäre das Ende gewesen.

„Das Warten auf das Urteil war zermürend. Und noch eine Katastrophe machte uns zu schaffen, ein Streik der Hafenarbeiter. Die Schuhe, die uns Kutsu geliefert hatte, wurden nicht ausgeladen. Und das hieß, dass wir bald keine Wings mehr liefern können würden. Wir ließen hunderttausend Paar mit einer Chartermaschine einfliegen. Die Kosten waren immens, aber alles war besser, als nicht liefern zu können.“

Tim hatte Glück. Der Richter entschied, dass Subayaku zuerst den Vertrag gebrochen hatte. Er würde einen unabhängigen Gutachter einsetzen, der die Höhe der Entschädigung festlegen sollte.

„Für Subayaku konnte da alles mögliche herauskommen. Ein paar Tausend oder ein paar Millionen, sie konnten das nicht abschätzen. Also boten sie mir einen Vergleich an: achthunderttausend. Ich griff zu. Als wir nach San Francisco fuhren, um den Vergleich zu unterzeichnen, kam ich vor wie General Grant, als er in Appomatox die Kapitulation der Südstaatenarmee entgegennahm. Oder wie General MacArthur.“ MacArthur hatte 1945 die Kapitulation der Japaner entgegengenommen. Dann machte Tim der Yen zu schaffen. Seit Nixon den fixen Dollar-Gold-Kurs aufgehoben hatte, änderte sich der Kurs des Yen jeden Tag.

Geschäfte mit Japan zu machen war ein Glücksspiel. Außerdem stiegen die Arbeitskosten in Japan weiter. Sollte man versuchen, selbst Schuhe zu produzieren? In Amerika? In Neu England, das einst das Herz der blühenden amerikanischen Schuhindustrie gewesen war, standen überall aufgelassene Fabriken herum. Vielleicht als Zwischenlösung. Aber die nächste logische Station war Taiwan. Dort sah man schon die japanische Krise kommen und baute fieberhaft Fabriken.

Wings wurden ein Erfolg. Die anfänglichen Mängel waren behoben. Amerika hatte begonnen zu joggen. Das Zielpublikum von Wings waren nicht mehr nur professionelle Athleten, sondern die breite Masse. Die Nachfrage wuchs schneller als Gold Medal mit dem Liefern nachkommen konnte. Melvilles Trainingsschuh mit der patentierten Waffelsohle war eine Bombe. Nicht nur die Sohle war exzellent, auch das Aussehen. Rotes Obermaterial mit dem Wings-Flügel in weiß. Und der Preis lag weit unter dem vergleichbarer Schuhe.

Adidas und Puma konnten mit solche Preisen nicht mithalten. Sie produzierten immer noch in Europa und mussten europäische Löhne zahlen. Und als der Wings dann auch noch in Blau erschien, damit er zu Jeans passte, hob er ab wie eine Rakete.

Während die Wings abhoben, fiel der Dollar gegenüber dem Yen in einer Todesspirale. Und die japanischen Arbeitskosten stiegen weiter. Schuhproduzenten verließen Japan scharenweise. Sie gingen entweder nach Korea oder nach Taiwan. In Korea gab es wenige, aber riesige Fabriken. In Taiwan viele kleine. Tim entschied sich für Taiwan.

„Bei kleineren Fabriken sind wir es, die das Spiel ansagen.“

Seine taiwanesishe Firma nannte er Star Footwear. Wenn es soweit war, wollte er mit Wings in Festlandchina einziehen. Dort warteten zwei Milliarden Füße. Mit Fabriken auf den Philippinen machte er auch Verträge.

Die Olympia-Qualifikationskämpfe schildert Tim, als würde er die Live-Übertragung kommentieren. Drei Olympia-Teilnehmer in Wings im Zehntausendmeterlauf! Einen über fünftausend Meter! Einen im Marathon! In jeder Bar im Umkreis des Stadions hörten man Wings, Wings. Und an einem Tresen lehnte ein Puma-Vertreter und schaute in sein Bier, als überlegte er, ob er sich gleich umbringen sollte oder erst nach dem nächsten.

Dann kamen die Spiele selbst. Tim malte sich aus, wie seine Wings an den Füßen des amerikanischen Spitzenläufers beim Marathon über die Ziellinie fliegen würden. Die erste Chance auf olympisches Gold für Wings. Und dann der Schock: Beim Start schwenkte die Kamera auf die Füße des Läufers: Er trug Wildcats! Aus alter Gewohnheit, aus Aberglauben, oder weil er den Wings plötzlich doch nicht traute. Tim betrank sich vor dem Fernseher.

Tim konnte nie genug von der besonderen Kultur von Gold Medal reden: ein eingeschworener Haufen, verspielt, in Schuhe vernarrt, waghalsig, eigensinnig, zäh. Sie beschimpften einander, lachten übereinander, besoffen sich, stritten sich, nannten einander Arschgesicht, jeder ein Exzentriker, aber sie wurden zusammengehalten von der Liebe zu Gold Medal und Wings.

Sie designten immer neue Modelle, verschenkten Schuhe an Läufer und Basketballspieler, Tennisspieler und Fußballspieler, aber auch an Hollywoodstars. Als Farrah Fawcett in einer Folge von Charly's Angels einen Pizarro Lady trug, war der Schuh am nächsten Tag ausverkauft. Wenn ihnen Adidas einen Star wegnahm, fanden sie zehn neue. Die Summen, die Adidas zahlte, konnten sie nicht aufbringen, sie setzten auf junge aufstrebende Talente, die noch nicht so viel verlangen konnten.

Sie ließen jetzt in Taiwan, Korea, Indonesien und auf den Philippinen produzieren. Sie waren nicht die Einzigen. Neunzig Prozent aller Schuhe, die in den USA verkauft wurden, kamen schon aus dem Ausland.

„Dinge bloß herstellen schafft keine Werte heutzutage“, sagte Tim. „Forschung, Innovation und Marketing schaffen den Mehrwert!“

Bei einem Leichtathletikwettbewerb an der Universität von Seattle traf Tim seinen alten Kumpel Barry Kramer wieder.

„Gehen wir auf ein Bier?“

„Klar!“

Sie redeten von alten Zeiten. Aber nicht von neueren Entwicklungen. Jedenfalls wollte Tim nicht davon anfangen.

Schließlich fing Barry an: „Hätt' ich auch nie gedacht, dass ich durch dich in Schwierigkeiten kommen würde. Kramer machte elegante Lederschuhe für Damen und Herren, deine Sportschuhe gingen mich

nichts an. Bis die Leute anfangen, sie auch ins Büro zu tragen. Da sind uns die unteren Preisklassen weggebrochen. Ich hätte mich auf unsere Spitzenprodukte konzentrieren sollen, schließlich gibt es immer noch Leute, die einen Smoking oder ein paar Abendkleider im Schrank haben und die passenden Schuhe brauchen. Aber nein, ich dachte, ich müsste die Produktpalette um Sportschuhe erweitern. Meine Basketballschuhe waren mindestens so gut wie deine. Die anderen waren auch okay. Aber mit deinen Preisen konnte ich nicht mithalten.“

Tim gab ihm einen Job als Vertriebsleiter für den Staat New York. So konnte Barry seine alten Kontakte nutzen.

Die Post brachte einen Schuh. Die Kopie eines Wings Marathon. Perfekt gemacht, inklusive Logo, von einer Firma in Korea. Tim drohte der Firma mit Klage und bot ihr gleichzeitig an, für Gold Medal echte Wings herzustellen. Die Firma war groß genug, um die Abhängigkeit Gold Medals von Japan endgültig zu beenden.

Und immer noch kam Gold Medal mit der steigenden Nachfrage nicht mit, immer größere Bestellungen mussten mit immer größeren Krediten finanziert werden.

Tim beriet sich mit dem Schwager von Melvilles Anwalt, der gerade vom Regierungsberater zum Wall-Street-Banker gewechselt hatte. Gold Medal war bei einem Jahresumsatz von hundertfünfzig Millionen angelangt. Und der Verschuldungsgrad war immer noch neunzig Prozent. An die Börse gehen war der einzige logische Schritt, die einzige Möglichkeit, um die Firma dauerhaft mit Kapital auszustatten, sagte der Banker..

Eine börsennotierte Aktiengesellschaft, das war das letzte, was Tim und seine Kumpane sein wollten. Sie wollten das Spiel nach ihren Regeln spielen, aufmüffig, unkonventionell, nur sich selbst verantwortlich. Eine Aktionärsversammlung und ein Haufen Abenteurer, das passt nicht zusammen. Aber sie mussten sich mit dem Gedanken anfreunden. Bevor sie noch mit sich ins Reine kommen konnten, kam ein unscheinbarer kleiner Brief von der Zollbehörde: Gold Medal schuldete 50 Millionen Dollar an Abgaben für die letzten drei Jahre. Es musste ein Irrtum sein. Wenn es stimmte, war es der Untergang.

Es war kein Irrtum. Ein Gesetz aus der Zeit vor der Weltwirtschaftskrise schrieb für Schuhe aus Kunststoff einen Importzoll von zwanzig Prozent der Herstellungskosten vor. Es sei denn, ein ähnlicher Schuh

würde in den USA hergestellt. Dann betrug der Importzoll zwanzig Prozent vom amerikanischen Verkaufspreis.

Gold Medals letzte amerikanische Konkurrenten, Converse und Keds, hatten das Gesetz ausgegraben und Lobbyisten nach Washington geschickt, die die Zollbehörde überzeugten, das Gesetz anzuwenden. Alles was sie noch tun mussten, war, einen „ähnlichen“ Schuh herzustellen und zu einem fantastisch überhöhten Preis zu anzubieten. Mit einem Schlag war der Importzoll für Gold Medals Schuhe vierzig Prozent höher. Und das rückwirkend auf drei Jahre.

Auch der Kampf mit der Zollbehörde dauerte drei Jahre. Ein junger Anwalt schrieb ein ganzes Buch über den Amerikanischen Verkaufspreis, in dem er nachwies, warum das Gesetz nicht anwendbar war. Lief Kongressabgeordneten die Türen ein, drückte ihnen sein Buch in die Hand und ein Paar Wings zusammen mit einer Rechnung über vierunddreißig Dollar neunundneunzig. Geschenke im Wert von fünfunddreißig Dollar oder mehr mussten gemeldet werden. Zwei Senatoren wurden gewonnen, sich für Gold Medal einzusetzen. Die Zollbehörde blieb hart.

In diesen drei Jahren lebte Tim mit dem Untergang vor Augen. Der Stress machte ihn depressiv, unzugänglich für alles, was nicht mit dem Geschäft zu tun hatte. Marge, die treue Marge, hielt es nicht mehr aus. Sie entdeckte, dass sie eigentlich eine Künstlerin war und ging nach New York um zu malen. Sie ließ ihm Jeremy zurück, der nun ein Teenager und im schwierigen Alter war. Schwierig war er schon immer gewesen.

Inzwischen war der Umsatz bei dreihundert Millionen, und fünfhundert waren angepeilt. Die Fachpresse war sich einig, dass die Qualität der Wings die von Adidas überholt hatte. Gold Medal bezog ein neues Hauptquartier von viertausend Quadratmetern.

Ein Physiker, ein früherer Raumfahrtingenieur, fand den Weg in Tims Büro. Er sah aus wie der verrückte Professor in einem B-Movie und verkaufte Tim eine verrückte Idee: einen Luftpolster für Laufschuhe, eine durchsichtige Nylonblase. Tim war skeptisch. Aber als der Professor ihm erzählte, dass er die Idee Adidas angeboten hatte und die abgelehnt hätten, griff Tim zu. Der luftgefederte Schuh wurde der Hit der nächsten Marathonsaison.

Korea und Taiwan wurden langsam auch zu teuer. Ein Mann aus Henry Kissingers früherem Beraterstab verschaffte ihm eine Einladung nach China.

Schließlich schlugen sie die Zollbehörde und Converse mit ihren eigenen Waffen. Sie kauften eine kleine heruntergekommene Fabrik in Maine, ließen sie herrichten, und machten dort einen billigen Abklatsch ihres Wings. Damit setzten jetzt sie den amerikanischen Verkaufspreis. Dann ließen sie einen Fernsehspot produzieren: Die Geschichte einer kleinen tapferen Schuhfirma, die gegen die übermächtige Regierungsbürokratie kämpfte. Während ein einsamer Läufer seine Runden zog, sprach eine sonore Stimme von Patriotismus, Freiheit und dem American Way of Life. Und dann verklagten sie Converse und Konsorten nach dem Kartellgesetz, weil die sich verschworen hatten, Gold Medal aus dem Markt zu drängen. Tims Konkurrenten und ihre Komplizen in der Regierung zogen den kürzeren. Die Zollbehörde bot Gold Medal einen Vergleich an, und sie einigten sich auf neun Millionen, damit die Regierung ihr Gesicht wahren konnte. Tim hätte ihnen nichts gegeben. Jetzt war der Weg frei zum Börsengang. Wings hatte Adidas überholt und beherrschte vierzig Prozent des amerikanischen Markts und sieben- unddreißig Prozent des Weltmarkts.

„Um Geld“, erklärte mir Tim, „ist es uns nie gegangen. Wir brauchten Geld, natürlich. So wie der Körper Blut braucht, braucht die Wirtschaft Geld. Aber wir leben ja nicht, um Blut zu produzieren. Wir leben, um höhere Ziele zu verwirklichen. Genauso ist es mit dem Geld. Wir wollten unser Spiel spielen, wir wollten gewinnen. Und wir wollten ein sinnvolles Spiel spielen, wir wollten das Leben für Menschen besser, gesünder machen, unsere Begeisterung für den Sport mit ihnen teilen. Auch wenn einige von uns inzwischen fett und versoffen waren, war es immer noch die Liebe zum Sport und zu den Sportlern, die uns begeisterte. Die Leute, mit denen wir Verträge hatten, waren nie nur lebende Reklametafeln für uns. Sie waren unsere Familie, die Wings-Familie. Wir feierten mit ihnen, wenn sie siegten, und litten mit ihnen, wenn sie verloren. Wir haben den besten Basketballspieler aller Zeiten unter Vertrag. Michael Jay ist mit uns groß geworden und wir mit ihm. Hunderttausende Kids tragen Schuhe mit seinem Namen und sehen in ihm ein Vorbild.“

Ja, wir wollten etwas erschaffen, etwas beitragen, und wir sagten das auch. Wenn man etwas Neues beiträgt, etwas, was Menschen glücklicher, gesünder, sicherer macht, dann hat man einen tieferen Anteil an dem großen Drama des Menschseins.“

*

Sarah Rebekka Bisangwa Neza klatschte Beifall.

„Ironie ist unangebracht. Er hat das ernst gemeint. Er hat das wirklich geglaubt.“

*

Wings sollte nun nicht mehr nur ein Markenname sein, sondern der Name der neuen Firma. Wings gab siebzehn Millionen Stammaktien mit Stimmrecht und drei Millionen Vorzugsaktien ohne Stimmrecht aus. Jeder Anteil zu einundvierzig Dollar. Die Stammaktien waren für die alten Kumpane bestimmt. Tim behielt davon sechsendvierzig Prozent. Das musste so sein. Die Kontrolle über die Firma musste in einer Hand bleiben. Darin waren sich alle einig. Niemand sprach ein Wort dagegen.

Und Tim war jetzt dreihundertzwanzig Millionen schwer. Noch nichts gegen die zehn Milliarden, die er besaß, als er mir seine Geschichte erzählte. Und gegen die vierzig Milliarden, die ihm heute gehören.

*

„Hat Spaß gemacht“, sagte Sarah Rebekka Bisangwa Neza, als wir in München Hauptbahnhof ankamen.

„Ja“, sagte ich, „sollten wir öfter tun!“

„Was meinst du?“

„Na, eine Aktion aushecken.“

„Ach so, klar. Also bis dann!“

*

Ein paar Tage, nachdem wir die Ergebnisse unserer Erkundung dem Team mitgeteilt hatten, bekam ich eine Nachricht von Sarah Rebekka Bisangwa Neza:

„Good News! Wir haben einen neuen Kandidaten für unseren Kegelklub!“

Ich schrieb zurück: 🍷

Kegelklub, das war konspirativ, das gefiel mir.

„Hast du morgen Zeit?“

„Ja.“

„17:00 im Cafe Walther in Bogenhausen.“

„Warum kommt er nicht zum Kegelabend?“

„Er ist ein bisschen schüchtern. Aber er kann uns ein paar gute Tricks zeigen, sagt er.“

„Fürs Kegeln?“

„Ja.“

„Gut, dann bis morgen!“

Ich stellte wieder einmal fest, dass die Auskunftskrake die Wegzeiten fürs Fahrrad nach dem Tempo eines durchschnittlichen Tour-de-France-Teilnehmers berechnete, und kam eine Viertelstunde zu spät.

„Das ist Abdi“, stellte mich Sarah Rebekka Bisangwa Neza vor.

„Ist kurz für Abdullah“, sagte Abdi und hielt mir die Hand hin.

„Hallo, Noah!“

„Wir kennen uns vom Makerspace“, erklärte Sarah Rebekka Bisangwa Neza.

„Was, bitte, ist ein Makerspace?“

„Mann, unter welchem modrigen Stein verbringst du dein Leben? Making ist die Zukunft. Gehen wir gleich rüber, dann siehst du es. Kaffee kannst du auch dort bekommen. Wir haben schon ausgetrunken.“

Dem Café gegenüber lag ein altes Fabrikgebäude, und dorthin gingen wir. Es sah auch drinnen aus wie eine Fabrik, nur war schwer zu sagen, was da hergestellt wurde. Wie es aussah: alles.

„Du kannst es auch eine öffentliche Hobbywerkstatt nennen“, erklärte Abdi. „Hier kann jeder herkommen und etwas herstellen, nach eigenen Entwürfen oder nach Modellen.“

Während Abdi mir den Makerspace erklärte, flog und tanzte Sarah Rebekka Bisangwa Neza durch die Räumlichkeiten, begrüßte, umarmte und küsste die Leute, die da an Bildschirmen Drahtmodelle herumschoben oder an Maschinen frästen, hobelten, bohrten und nähten, und alle freuten sich anscheinend riesig, sie zu sehen.

„Es ist irgendwie aus der Hackerkultur heraus entstanden, aber auch aus der DIY-Community, zuerst in Silicon Valley. Da wollten welche dann nicht mehr nur digital was machen, sondern auch etwas herstellen, hands on sozusagen. Die Idee ist: In der Zukunft sollen sich alle, die das wollen, ihre Sachen selber machen können, oder jedenfalls